



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

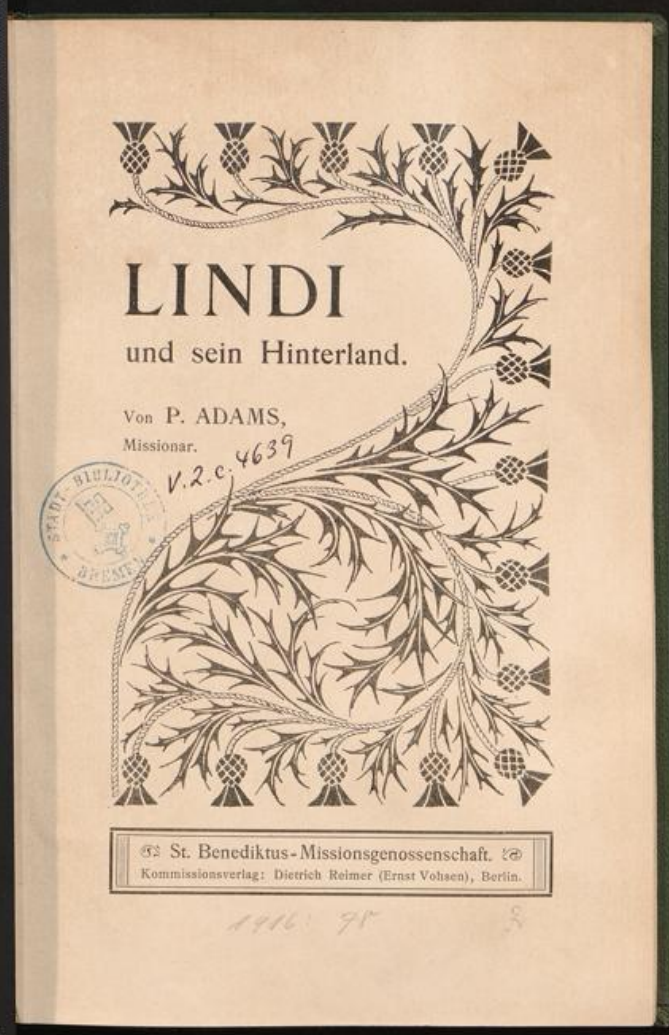
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Lindi und sein Hinterland

Adams, P.

Berlin, [1903]

urn:nbn:de:gbv:46:1-7867



LINDI und sein Hinterland.

Von P. ADAMS,
Missionar.



V.2.c. 4639

St. Benediktus-Missionsgenossenschaft.
Kommissionsverlag: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin.

1916: 75

8

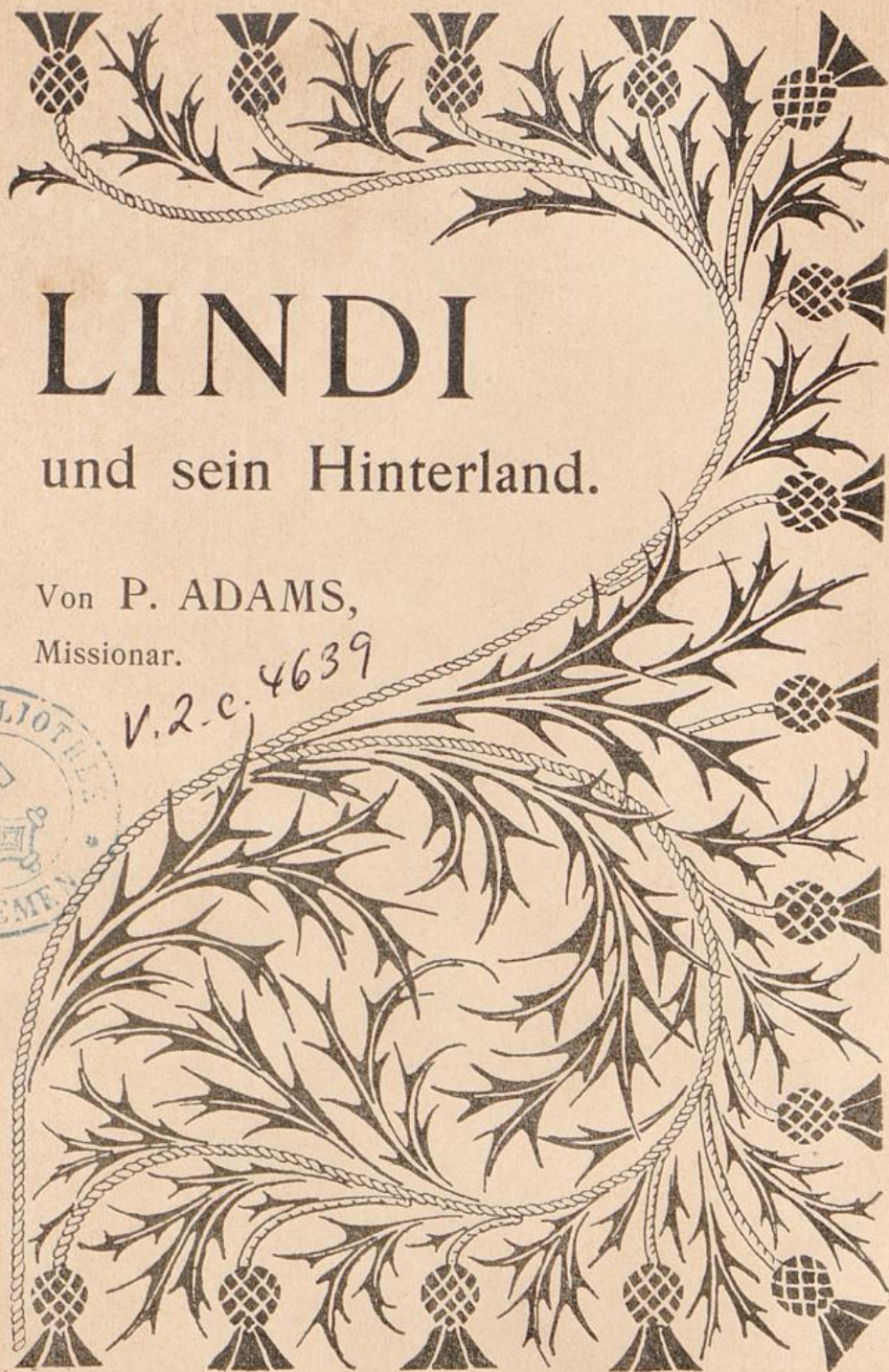
2
39

V
2
C
4639





V. 2. c. 4639



LINDI

und sein Hinterland.

Von P. ADAMS,
Missionar.

v.2.c. 4639



St. Benediktus-Missionsgenossenschaft. ©
Kommissionsverlag: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin.

1916: 78

2



Sr. Durchlaucht

Franz Prinz von Arenberg

dem verdienstvollen Förderer

christlicher Kultur

in den deutschen Kolonien

in aufrichtiger Verehrung gewidmet.





Vorwort.



Liebe zu dem Lande, welches seit Jahren das Feld meiner strapaziösen und ernstesten Berufstätigkeit gewesen, Liebe zu dem schwarzen, naiven Naturvolke, welchem ich meine ganze körperliche und geistige Spannkraft gewidmet, liess es mir auch während meiner Erholungszeit als die angenehmste Beschäftigung erscheinen, manche Erinnerungen und Aufzeichnungen des Gesehenen und Erfahrenen einheitlich zusammenzustellen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Gerade in unserer Zeit wird auch der kleinste Beitrag zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen gewürdigt und ich halte es darum für angebracht, auch meinen bescheidenen Anteil zu liefern. Denn was mich bei dieser meiner Arbeit leitete, war eben der Gedanke, das deutsche Volk immer wieder auf den Besitz seiner fernen Kolonien hinzulenken und nichts verloren gehen zu lassen, was zur besseren Kenntnis und Beurteilung der Kolonien irgendwie dienlich sein kann.

In den nachfolgenden Blättern soll nun versucht werden, eine Monographie über den im Vergleich zu der grossen Ausdehnung des deutschen Besitzes in Ostafrika zwar nur kleinen Bezirk Lindi zu geben. Zur Vervollständigung meiner Originalaufzeichnungen und Beobachtungen wurde besonders für die geologischen Tatsachen benutzt das Werk: »Deutsch-Ostafrika, seine Oberflächengestaltung und Geologie« von Herrn Bergassessor

W. Bornhardt, ferner für den ethnologischen Teil die Reise des Geologen Lieder aus den Danckelmanschen »Mitteilungen« X. Bd., 1897, S. 95 ff. Sollten im II. Kapitel die geologischen Aufzählungen ermüdend erscheinen, so möge man es dem Bestreben nach Vervollständigung des Ganzen zu gute halten; ebenso mögen manche der photographischen Wiedergaben nachsichtigst beurteilt werden, denn leider stand meist nur veraltetes Material bei den Aufnahmen zur Verfügung.

Wenn vorliegende Schrift in irgend einer Hinsicht anregend und aufklärend für koloniales Interesse wirken kann, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

Burg Hamm a. d. Prüm, 16. Okt. 1902.

Der Verfasser.



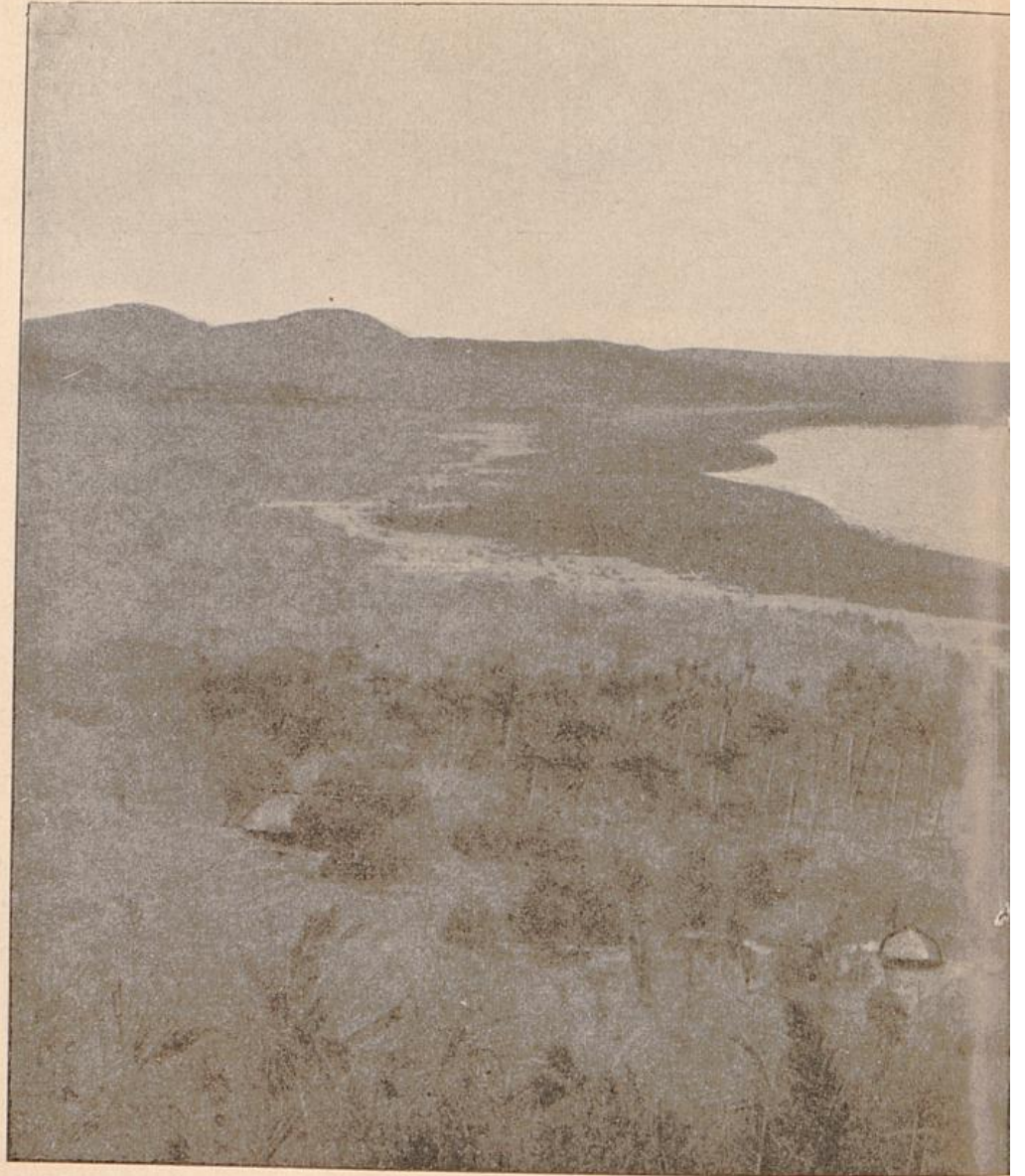
Lindi.

(Phot. Vincenti, Dar-es-Salaam.)

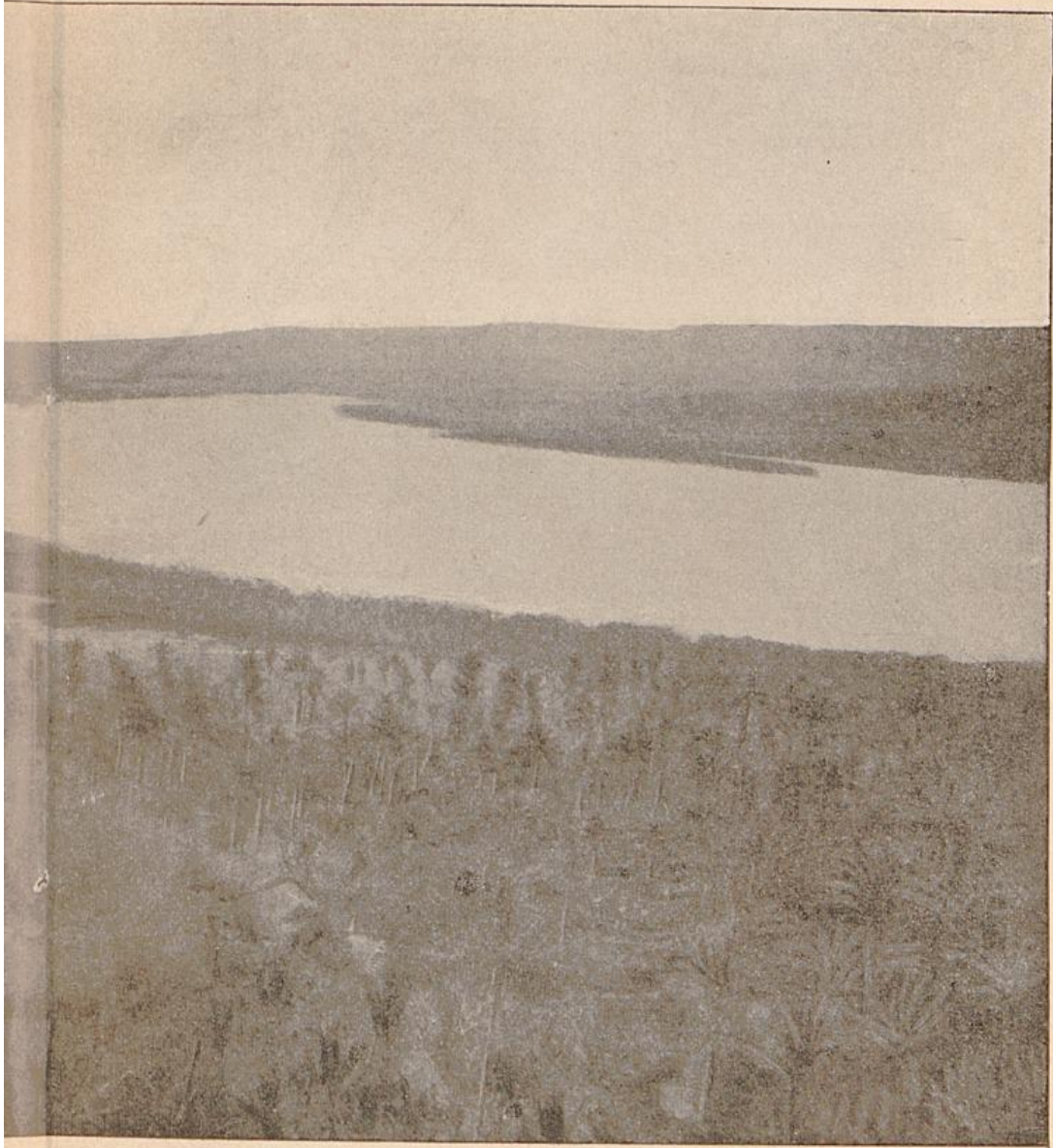
I. Lindi.

Es war Mitte Juli 1899, als wir in dreitägiger stürmischer Seefahrt von Dar-es-Salaam, der schönen Hauptstadt unserer ostafrikanischen Kolonie, auf dem Regierungsdampfer »Ruvuma« dem Süden zustrebten. Angestrengt und fast vergeblich stampfte das kleine Schiff gegen die mächtig heranrollenden Wogen des indischen Ozeans, die, haushoch aufgewühlt vom heftig wehenden S.O.-Monsun, oft genug das Deck überspülten und ihren Gischt selbst bis zur Kommandobrücke hinauf stäubten. Tröstend wies der Kapitän bei meinen bekümmerten Fragen, ob denn das Ziel immer noch nicht erreicht sei, auf die in der Ferne auftauchenden Bergkuppen des Nundi und Nyanda, welche für den Schiffer als Landmarken von Wichtigkeit sind und schon von hoher See aus die Nähe der Lindibucht erkennen lassen. Noch behielten wir den Kurs bei, dann eine Wendung — und erleichterten Herzens steuerten wir in den weit und offen liegenden Hafen von Lindi. Für den Schreiber dieser Zeilen, der zwar kein »junger Afrikaner« mehr war, hatte mit der glücklichen Ankunft des Dampfers in Lindi ein neuer Abschnitt seiner Kulturtätigkeit begonnen.

Die Stadt Lindi liegt an der Mündungsbucht des Lukuledi-flusses unter dem 10° südlicher Breite und dem $39^{\circ} 40'$ östlicher Länge von Greenwich. Schon von der Ferne aus ladet sie mit der neuausgebauten und in ihren Baulichkeiten malerisch gruppierten Strandstrasse die ankommenden Reisenden ein zu einem



Die Linde



Lindi-Bucht.

Besuche ihrer lauschigen Palmenhaine. Vollendet eingefasst wird das reizende Stadtbild von der grünenden Hügelkette des Kitulo, die dicht an die Küste herantritt, hoch oben gekrönt mit einem weit in die See und ins Land hinein sichtbaren Aussichtsturm. Lindi ist Hauptsitz der deutschen Bezirksbehörden und Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes.

Der Regierungsbezirk Lindi wird begrenzt im Osten vom indischen Ozean, im Westen durch ein weites, menschenleeres Pori (Wildnis) am Sasawarafluss, im Norden vom Mbemkurrufuß, im Süden vom Ruvuma, dem Grenzstrom zwischen der deutschen und portugiesischen Kolonie. Dieser Bezirk bildet nicht nur infolge seiner konventionellen Grenzbestimmung ein Ganzes für sich, sondern auch seinen geologischen und ethnologischen Verhältnissen nach, wie wir aus dem Folgenden ersehen werden.

Lindi selbst ist eine der ältesten Städte unserer deutsch-ostafrikanischen Küste. Schon vor etwa 300 Jahren wurde sie von den portugiesischen Eroberern wegen ihres vorzüglichen Binnenhafens in Besitz genommen und durch ein mächtiges Fort gesichert, von dem nur noch moderne Trümmer aus den fächelnden und flüsternden Palmen märchenhaft hervorlugen. Ein grosses Stück Kulturgeschichte mag auch hier wie anderorts sich abgespielt haben, jetzt durch die Stürme der Zeit verweht und vergessen. Ein noch eben erhaltener Teil des alten Forts wurde vor einem Jahrzehnt bei der abermaligen Besitzergreifung durch die Deutschen unter dem damaligen Reichskommissar Major v. Wissmann für eine kompagniestarke Besatzung wieder hergestellt.

Die Bevölkerung — Waswahili, dies sind die Küstenneger, wohl auch meist mit anderem Blute stark vermischt, Inder und Araber, welche nach dem bedauerlichen Rückgang der portugiesischen Kolonialpolitik nun schon seit Jahrhunderten die Vorherrschaft besaßen — verhielt sich anfangs dem Eindringen der deutschen Regierung gegenüber sehr ablehnend, doch lernte sie in der Zeit, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie ist in und um Lindi eine sehr zahlreiche zu nennen, und unter ihr sind Angehörige sämtlicher Stämme des Binnenlandes vertreten. Denn Lindi war neben der kleineren Hafenstadt Mikindani von jeher ein Hauptsitz und Ausfuhrort des ostafrikanischen Sklavenhandels. Zur Zeit ist es noch bedeutend durch seinen Export an Kautschuk, Kokosnüssen, Erdnüssen, Sesam, Ebenholz, Bienenwachs und fossilem Kopal, der auf den Plateaulandschaften von den



Strandstrasse in Lindi. (Phot. Vincenti, Dar-es-Salaam.)

Eingeborenen durch Graben gewonnen wird. Wie überall an den Hafenplätzen herrscht auch hier ein buntes, orientalisches Leben.

Die Gesundheitsverhältnisse sind für die Europäerbevölkerung immer noch nicht günstig, wenn sie auch, wie behauptet wird, im allgemeinen erträglicher sein sollen als an anderen Orten der ostafrikanischen Küste. Wenigstens ist man eifrig bestrebt, in allem durch hygienische Massregeln die gesund-

heitlichen Verhältnisse immer mehr zu verbessern durch Entwässerungen und Beschaffung trinkbaren Wassers. Das brackige Wasser in den älteren Brunnen ist geradezu ungeniessbar und gesundheitsschädlich.

Auch zur sonstigen Auffrischung und Verschönerung der Stadt ist vom Bezirksamte rastlos gearbeitet worden. Gerade, breite und sauber gehaltene Strassen und Plätze, sowohl in dem Europäer-Viertel wie in der Neger-Abteilung, machen auf den Besucher einen angenehmen Eindruck und gestalten das Leben in Lindi für afrikanische Verhältnisse äusserst friedlich. Besonders die gesellschaftliche Ruhe und Häuslichkeit wird von den dort wohnenden Europäern sehr wohlthuend empfunden.

Zudem teilt Lindi mit den übrigen Hafenplätzen des südlichen Deutsch-Ostafrika vor den im Norden gelegenen den landschaftlichen Vorzug, dass hier ein bis zu mehreren hundert Metern Seehöhe aufragendes Hügel- und Plateauland bis dicht an die Küste herantritt. Auch auf der der jetzigen Stadt gegenüberliegenden Seite der Lindibucht erhebt sich ein steilrandiger Plateaurücken, Ngambo genannt. Derselbe ist mit einem kleinen Sanatorium geziert, das unter beständiger Seebrise liegt und eine fast unbegrenzte, wunderbare Fernsicht bietet. Etwas unterhalb der Mitte des Plateaurandes sprudeln einige ausdauernde Quellen mit sehr gutem Trinkwasser. Eine derselben wird zur Speisung des unter dem Sanatorium nahe dem Strande erbauten geräumigen Schwimm- und Bade-Bassins benutzt. Sollte Lindi wirklich einmal zur grösseren Handels- und Hafenstadt heranblühen, so wäre es in hygienischer Beziehung schon wegen dieses kostbaren Naturschatzes an gutem Trinkwasser sehr vorteilhaft, an eine eventuelle Verlegung der eigentlichen Stadt hierher zu denken, zumal auch für die Schifffahrt der günstige Umstand hinzukommt, dass auf dieser Seite des Hafens der bessere Ankerplatz sich befindet.

Durch Anlage von breiteren Karawanenstrassen ist man eifrig bemüht, die Bezirkshauptstadt mit den anderen Küstenstädtchen, wie Mchinga im Norden, meist bewohnt von Sklavenhaltern, Sudi und Mikindani im Süden, vielfach im Besitze arabischer Plantagenbauer in Zuckerrohr, Matama, Kokos etc., und ebenso mit dem Hinterlande zu verbinden, um dasselbe in jeder Weise kulturell zu heben und wirtschaftlich zu erschliessen. Diese gemeinnützigen Arbeiten haben sich besonders die Herren Bezirksamtänner Ewerbeck und Zache sehr angelegen sein

lassen. Ruhig und ohne viel Lärm nach aussen hin wird so die Entwicklung des Bezirkes Lindi ihren steten Fortgang nehmen.

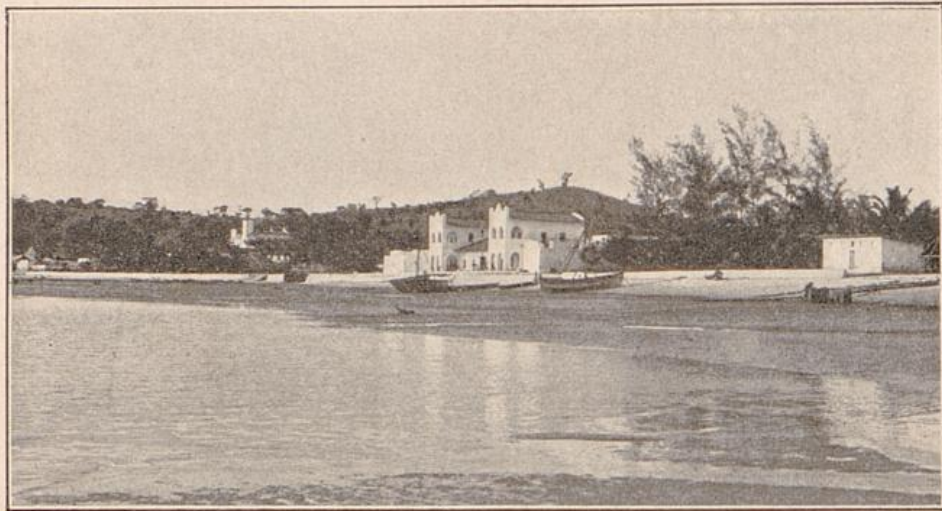
Eine grosse reit- und teilweise fahrbare Strasse führt in südwestlicher Richtung über die Hügelkette des Kitulo in das



Waswahili-Frauen.

Hinterland und soll Lindi mit den Missionen Nyangao, Lukuledi und Masasi, ferner mit dem Ruvuma bei Undi und weiter gegen Westen mit dem Nyassasee und seinen an Handelsobjekten reichen Ländern verbinden. Die Durchstiche, Anschüttungen, überhaupt

die Masse der bewegten Erde und die Güte der Strasse selbst sprechen laut das Lob der Arbeit, die hier von der farbigen Besatzung unter Führung deutscher Offiziere und vom kaiserlichen Bezirksamte mit Heranziehung der Steuerarbeiter geleistet wurde. — Während früher 25 bis 30 angestrenzte Marschtage nötig waren, um von Lindi aus den Nyassa zu erreichen, vollführt man diese Leistung jetzt infolge der durchgeschlagenen und verbesserten Karawanenstrassen ohne Ueberanstrengung in 20 Tagen.



Mikindani.

(Phot. Vincenti.)

Das Beste und zugleich Notwendigste, um die reichen Nyassaländer baldmöglichst für den deutschen Handel zu gewinnen, wäre der Bau einer Eisenbahn, so traumhaft diese Aeusserung bei dem jetzigen Tiefstand unseres Kolonialinteresses auch klingen mag.

Dennoch müsste sie kommen, die »Südbahn« zum Nyassa, und zwar bald, wollten wir das, was wir im Norden unserer Kolonie durch die englische Ugandabahn in kommerzieller Hinsicht verloren haben, wieder gewinnen, noch bevor auch im Süden des Ruvuma durch einen englischen Schienenweg über portugiesisches Gebiet zum Nyassa der Besitz Deutsch-Ostafrikas als Kolonie sowohl in sich selbst, wie auch für den Handel des Mutterlandes fast wertlos wird.



II. Das Hinterland und das mittlere Flussgebiet des Lukuledi.

Nachdem im vorhergehenden Kapitel im allgemeinen und in grossen Umrissen die Stadt Lindi und ihre nächste Umgebung besprochen wurde, soll im folgenden das Gebiet, das ich persönlich während meiner jahrelangen Berufsarbeit genauer kennen gelernt und das ich auch kartographisch niederzulegen mich bemühte, an der Hand der beiliegenden Karte eingehender geschildert werden, es ist das mittlere Flussgebiet des Lukuledi.

Zur Aufnahme des vorliegenden Kartenblattes standen folgende Instrumente zur Verfügung: Routenkompass, ein zweiter zur Kontrolle, Peilkompass, Detaillierapparat, Siedeapparat mit zwei Thermometern, Ankeruhr u. s. w. Als Basis für die Peilungen in Triangulation wurde die Entfernung Missionsstation Nyangao—Sanatorium Nakadi in Richtung und Luftlinie nach Meterzahl ziemlich genau festgelegt. Durch Peilungen erhielt ich somit ein Dreiecksnetz, in welches ich meine Routenaufnahmen mit Sicherheit einhängen konnte. Die Höhenbestimmungen wurden stets an zwei Kochthermometern abgelesen, welche letztere beide sehr gut funktionierten und übereinstimmten. Die Kompassabweichung zu 10° westlicher Richtung wurde stets berücksichtigt, und halte ich somit den astronomischen Azimuth für ziemlich richtig. Da die Negerpfade fortwährend der Verlegung unterworfen sind, habe ich auf genaue Einzeichnung jeder kleineren Wegebiegung weniger Gewicht gelegt. Dass jeder eingezeichnete Negerpfad von mir selbst zu verschiedenen Malen begangen wurde, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Rekognoszierungen in wegelosem Pori wurden nicht eingetragen, wohl aber die topographischen Ergebnisse derselben.

Weniger Wert legte ich auch auf die Namen kleinerer Ansiedelungen, da auch diese dem steten Wechsel und völligem Verschwinden anheimfallen. Berg-, Fluss-, Gemarkungsnamen sind dauernd; auf die Verzeichnung solcher Namen sowie auf die gegenseitige Lage solcher für die Topographie und Geographie



Auf dem Marsche, im Hintergrunde ein Termitenhügel.

nur allein wertvollen Orte habe ich grösste Genauigkeit verwendet. Kombinationen standen mir fast durchweg fern, da sie meist mehr zum Irrigen als zum Rechten führen; überall suchte ich mich persönlich von der Wirklichkeit zu überzeugen. Ich erwähne dies, weil der Laie in noch unbekanntem Gebieten gar zu leicht geneigt ist, bei topographischen Arbeiten zu kombinieren; sieht doch oft das Routenblatt nach strapaziösem Tagesmarsche unter

der glühenden Sonne Afrikas im Verhältnis zu den Entbehrungen und Anstrengungen gar zu erschrecklich mager aus.

Wie schon vorhin bemerkt, genießt man von der steilen Höhe des der Stadt Lindi östlich gegenüberliegenden Ngambo-plateaus einen der schönsten Fernblicke und zugleich einen anschaulichen, aufklärenden Ueberblick über den wesentlichen topographischen Charakter des Hinterlandes des Bezirks Lindi. Gerade vom Standorte des Sanatoriums aus überschaut man die im tropischen Sonnenlichte grell schimmernde Bucht, welche in Form eines mit grünenden Inseln und Mangrovebüschen durchstandenen Creeks sich weit in das Land erstreckt. In westlicher Richtung dicht hinter der Stadt erblickt man zunächst den Kitulorücken, einen leichtbewaldeten Hügelzug mit sanft gerundeten Formen, welcher an seinem Nordende eine Höhe von mehr als 240 m erreicht. Dieser Hügelzug setzt sich gegen Westen und Norden fort bis zur Mchinga-Bai. Das vorliegende Hügelland etwa in einer Breite von 12—15 km wird dann aber südlich und kurz hinter Lindi unterbrochen durch eine tiefe und auffällig breite Talsenke, die sich von der geräumigen Lindi-Bucht, als ihrer äussersten Ausmündung, in südwestlicher Richtung in das Land hineinzieht. Im Hintergrunde erscheinen da, wo der Blick in weitere Fernen dringen kann, plateauförmige Erhebungen von verschiedener Höhe, deren Randabfälle bei günstiger Beleuchtung scharf konturiert hervortreten und in lebhaftem Rot erglänzen. Mächtig, wie eine himmelanstrebende Pyramide, postiert sich in blauender Ferne auch der Unguluë-Berg (im Hatia-Gebiet gelegen), auf den wir im folgenden noch des öfteren zu sprechen kommen. Steilrandige Plateaumassen und Inselberge sind die charakteristischen Formen der Oberflächengestaltung des Südens unserer Kolonie.

Aehnlich wie bei Lindi schneiden auch bei Sudi und Mikindani breite, mit Seewasser gefüllte Creeks tief in das Land ein. Auch fehlen dort ähnliche Erhebungen wie bei Lindi nicht. In den sumpfigen Hügeltälern wird viel Zuckerrohr gebaut. Während sonst im Bereiche des lehmigen Sandbodens in der Nähe der Küste sehr häufig Ansiedlungen mit gut aussehenden Feldungen anzutreffen sind, ist der schwertonige Boden, der in der Hügellandschaft zerstreut zu finden ist, fast durchweg unbebaut, vielleicht weil seine anscheinende Fruchtbarkeit doch zu gering und bei der primitiven Art des landesüblichen Hackbaues eine grössere körperliche Anstrengung erforderlich ist.

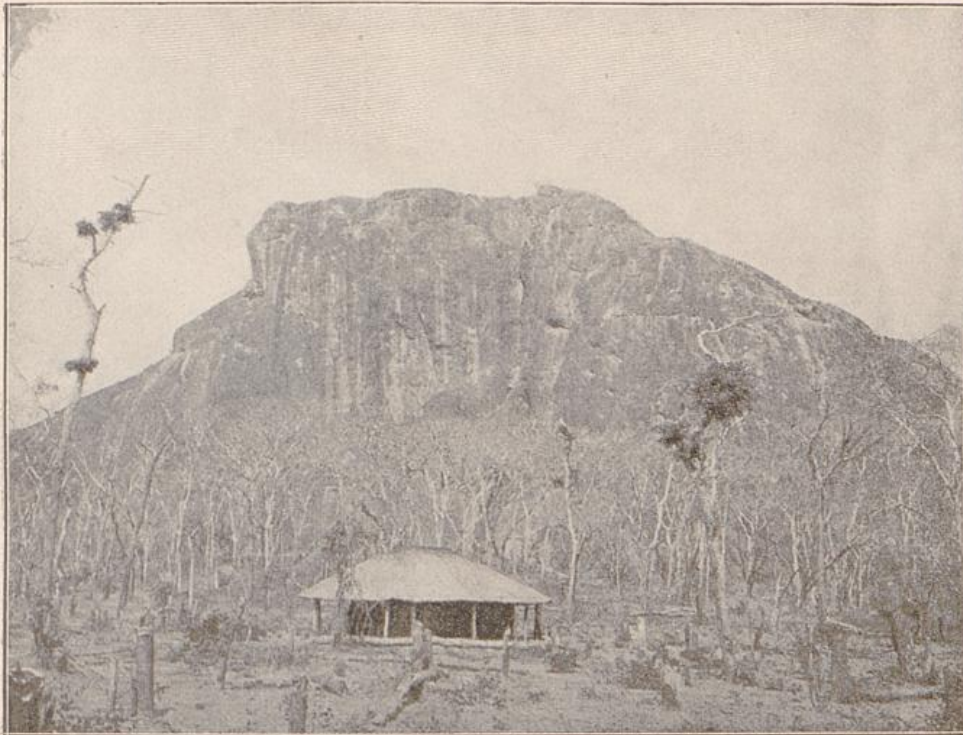
Andere Strecken zeichnen sich aus durch fruchtbaren, humusreichen Boden und tragen zahlreiche Kokospalmen, Mango, Orangenbäume und allerhand Feldfrüchte von kräftigem Aussehen. Der Feldbau besitzt gerade im Küstengebiet eine recht erhebliche Ausdehnung. Auch einzelne Europäerplantagen nehmen einen gedeihlichen Fortgang.

Nimmt man von Lindi aus seinen Weg auf der neutracierten Karawanenstrasse zum Ruvuma-Nyassa, so überschreitet man zunächst den Kitulorücken und wendet sich dann über Ngurumahamba, welches an einem Seitenarme des Lindicreeks gelegen ist, der vom Makonde- und Mueraplateau eingeschlossenen breiten Talsenke des Lukuledi zu. Die Bodengestaltung ändert sich mit der Annäherung an den Lukuledi in auffälliger Weise. Während das Hügelland bei Lindi vorzugsweise gerundete Formen aufweist, herrscht in der Lukuleditalsenke die Terrassenform vor.

Die den Fluss begleitenden Terrassen werden von Plateauvorstufen überhöht, gegen welche die Hauptplateaumassen wieder scharf abgesetzt sind. Die ursprünglich zusammenhängenden Terrassen- und Vorstufenflächen sind jetzt durch Bachtäler mannigfaltig zerschnitten. Das Gelände hat dadurch stellenweise einen sehr unregelmässig hügeligen Charakter gewonnen. Die grösste Mannigfaltigkeit in der Abstufung herrscht im mittleren Flussgebiet des Lukuledi. Am deutlichsten sind die Terrassen und Plateauvorstufen in ihrem ursprünglichen Zusammenhang erhalten in geringen Resten südlich des Lukuledi bei Naweliwele-Mbemba, nördlich des Lukuledi, am rechten Ufer des Nyangaobaches aufwärts (siehe beiliegende Spezialkarte). Hier steigt von der Fluss-terrasse, auf welcher die Mission in 200 m Seehöhe liegt, das Gelände allmählich bis zur deutlich aufgesetzten Plateauvorstufe Nakadi-Mpeme in etwa 400 m Seehöhe, dann immer mehr nordwärts bis zum Ansatz des Muera-Ilondoplateaus im Mioliberge zu 700 m Seehöhe. Selbst von hier aus nimmt die Steigung des Plateaus unausgesetzt zu bis zu einer Seehöhe von etwa 850 m.

Wie leicht ersichtlich, ist hier von einer Talsenke im vollsten Sinne des Wortes die Rede. Doch tritt gegen Südwest mit dem allmählichen Anstiege der oft 6—10 km breiten Talsenke auf 200—300 m Seehöhe eine Vereinfachung der Geländeformen ein. Hier treten die Plateaumassen nach Norden und Süden zurück und verflachen sich teilweise in westlicher Richtung in die wellige, mit Inselbergen besetzte Hochebene des Hinterlandes.

Die weitgespannte Lukuleditalsenke teilt die Plateauhauptmassen des weiten Hinterlandes in zwei für sich bestehende Gruppen. Südlich dehnt sich das sogenannte Makondeplateau aus mit seinen Nebenplateaus Mpatila, Newala, Chipolombe etc.; nördlich der Talsenke ist das Muera-Ilondoplateau gelegen mit seinen kleineren Nebenplateaus Likonde, Noto, Liputi etc. Auch diese Plateaulandschaftsgruppen sind wieder unter sich durch



Ein Inselberg am Oberlauf des Lukuledi.

Taleinschnitte ganz oder fast ganz voneinander getrennt und meist von steilen Rändern begrenzt. Sie befinden sich nämlich fast alle im Zustande einer heute noch im stärksten Masse tätigen Erosion und scheinen von Jahr zu Jahr eine nicht unbeträchtliche Verminderung ihres Umfanges zu erleiden. Denn der Erosionsangriff äussert sich nirgends in einer Abrundung der Plattkante, sondern stets in einer Rückwärtsverlegung des Steilabbruchs.¹⁾ Auch ihrer Höhe nach sind sie in zwei deutlich wahrnehmbare Stufen geschieden. Daher sind in Bezug auf die höchste Plateaumasse die sie umgebenden niederen Plateaus nur als Vorstufen

¹⁾ Cfr. Bornhardt.

zu betrachten. Nach Bornhardt sind die Plateaustufen auch geologisch voneinander zu unterscheiden, indem die ältere höhere der oberen Kreide, die jüngere Vorstufe aber dem obersten Tertiär angehören soll.

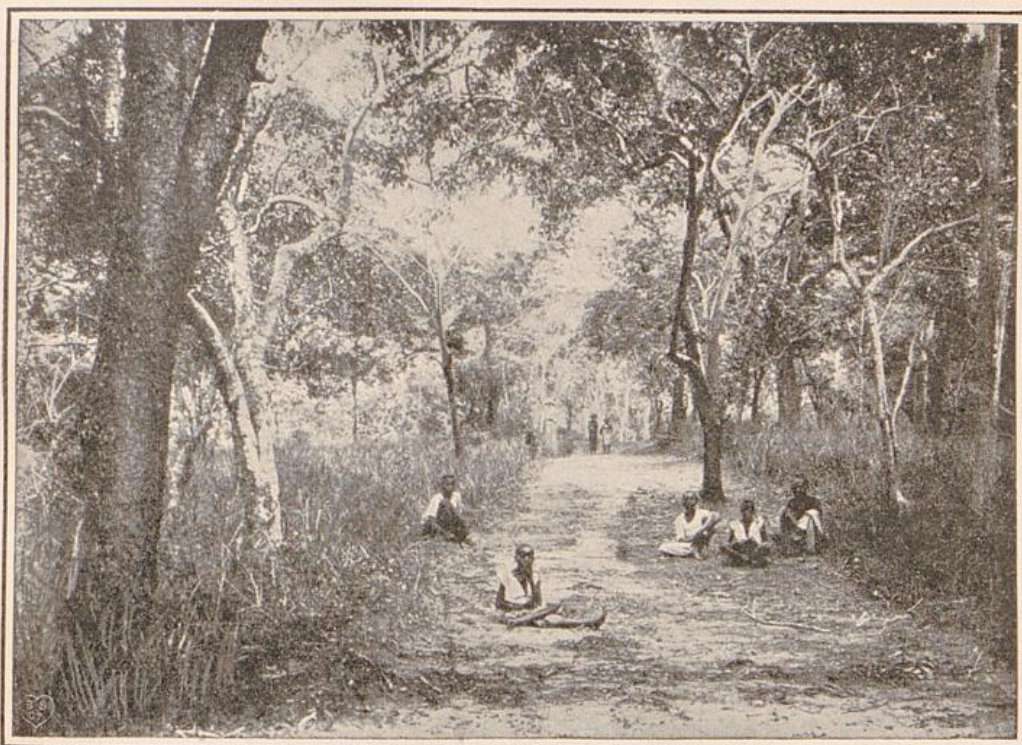
Die Beobachtung, dass die beiden in Süd-Nord-Richtung sich gegenüberliegenden Hauptplateaumassen Ilondo und Makonde genau dieselbe Seehöhe aufweisen, dass ferner beide einen einheitlichen Schichtenaufbau besitzen, lässt auf die Möglichkeit eines vorzeitlichen Zusammenhanges, zum mindesten auf einen gleichalterigen Ursprung der beiden jetzt durch die Talsenke getrennten Hochlandschaften schliessen. Die Bewachsung derselben aber weist wieder grosse Unterschiede auf. Das Makondeplateau ist berüchtigt durch sein undurchdringliches Buschwerk, welches das Marschieren auf dem Plateau so unangenehm und mühsam macht. Tagelang ist man gezwungen, seinen Weg durch dichte Buschtunnels zu nehmen, in denen die Träger überall mit ihren Lasten hängen bleiben und ein Durchkommen der Reittiere fast unmöglich ist. Nur an wenigen Stellen ist das Land noch mit lichter Laubsavanne bestanden und wohl nur meist da, wo der Mensch noch nicht die Axt angesetzt hat. Dies ist ein berechtigter Grund zu der Annahme, dass der gefürchtete Makondebusch zum grössten Teil als das Produkt menschlicher Kultur bezeichnet werden kann.¹⁾

Erfreulichere Verhältnisse finden wir noch zur Zeit auf dem Mueraplateau. Hier führt der Weg durch dichten, von Lianen durchrankten Hochwald oder unter hochstämmige, schlankgewachsene, starke Baumriesen, die in lichter Verteilung über einen üppigen, frischgrünen Grasteppich von mittelhohem Wuchse sich wölben oder sich zu Waldinseln zusammenschliessen, durch malerisch wirkende Lichtungen mit hohem Gras- und Farnwuchs voneinander getrennt — eine natürliche Parklandschaft im vollsten Sinne des Wortes. Wie anderorts, wird auch hier wohl nicht die Bodenbeschaffenheit allein, sondern namentlich der durch die hohe Lage und die Nähe der See bedingte Reichtum an Niederschlägen als Ursache für die kräftige Entwicklung des Waldes anzusehen sein.

Eigentlicher Hochwald findet sich namentlich in der Landschaft Namituati, Nandembo und Ilondo. Diese prächtigen

¹⁾ Cfr. Lieder, Mitt. 1897, S. 123.

Waldlandschaften werden leider nur zu häufig von grossen Feld- und Brandlichtungen unterbrochen, und mit Recht bricht mein Gewährsmann in die Klage aus: »Einen traurigen Anblick bietet die Verwüstung des schönen Waldbestandes. Auf je ein Hektar an bebautem Land kommt mindestens das Zehnfache an Wüstenei. Dabei scheinen die Siedelungen hier zum Teil erst im Entstehen begriffen zu sein, so dass die Waldverwüstung, wenn ihr nicht von der Regierung Einhalt geboten wird, künftig einen noch weit



Parklandschaft auf der Plateau-Vorstufe Nakadi-Mpeme.

grösseren Umfang als heute annehmen dürfte.«¹⁾ Die unvorsichtig angelegten Grasbrände schaden ja ihren Teil, aber ein zehnfach grösserer Feind der Waldbestände Ostafrikas ist der mit der Axt umherziehende Neger, welcher fast jährlich seinen Wohnsitz ändert und immer neuen Wald dem Untergange weiht, hinter sich nur Busch, Dornestrüpp und Wüstenei lassend. Es ist leichter, diesem grösseren Feinde zu wehren durch Erlasse an Akiden und Häuptlinge, als dem kleineren, den durch Unvorsichtigkeit entstandenen Grasbränden.

¹⁾ Bornhardt S. 270.

Auch lichte Plätze mit dichtem, kurzem Graswuchs kommen vor, die für Viehweiden sehr geeignet erscheinen; dazu kommt noch die gesunde Höhenlage, welche bei Anlagen von Viehstationen im tropischen Afrika wohl zu berücksichtigen ist.

Die tiefer gelegenen Landteile sind meist mit lichter Baumgrassteppe oder Bambusbüschen bewachsen.

Die unterste Terrasse der grossen Talsenke besteht grösstenteils nur aus lockeren Bodenarten, aus mehr oder weniger lehmigen Sanden und sandigen Lehmen, zu denen sich in nächster Nähe der Plateauvorstufen mächtige Geröllagen hinzugesellen. In der Gemarkung des Häuptlings Hatia zwischen dem Lukuledi und Unguluë kommt eine feste Gesteinsunterlage sowohl in den Terrassenbildungen wie auch selbst in den zerstörten Plateauvorstufen zum Vorschein. Mächtige Gneisfelsen liegen hier oft so wild und romantisch aufeinander getürmt und umhergeworfen, wie wenn vorzeitliche Riesen hier ihr Spiel getrieben. Nicht nur die Erden der Terrassen, die Sandsteinschichten der Vorstufen, sondern auch die der oberen Kreide angehörigen »Makondeschichten« liegen unmittelbar auf Gneis. An Mineralien finden sich in diesem Gebiete schwarze Turmaline, Bergkrystalle, Granaten, Graphit, eisenhaltige Tone und Glimmer. Durch Neger, anscheinend durch fremde Steine beglaubigt, entstand ein Gerücht über Vorkommen von Kupfererzen am Unguluëberge. Aus eigenem Interesse und topographischer Aufnahmen halber unternahm ich eine Besichtigung und Besteigung dieses Berges, wegen des wasserlosen Pori eine sehr mühsame Arbeit. Zugleich untersuchte ich Gesteine und Boden, um die Negergerüchte über Vorkommen von Erzen auf ihre Wahrheit zu prüfen. Meine Bemühungen brachten kein positives Ergebnis. Der Nimbus als »Geisterberg« und Mausoleum des Häuptlings Hatia III., dessen Leichnam in einer 30—40 m tiefen Felsenhöhle hoch oben am Gipfel des Berges zugleich mit seinen Häuptlingsschätzen begraben liegt, wird wohl auch dazu beigetragen haben, den Unguluë in der Phantasie der Neger als reich an Erzen darzustellen.

Als das ganze Jahr in ihrem vollen Lauf wasserführende Bäche sind zu nennen auf dem linken Ufer des Lukuledi: der Nyangao und Mahiwa mit seinem Nebenflüsschen Kitandani, dazu noch der kurze Quellenlauf des Longa bei Mtua. Als bei der Trockenzeit nur im Oberlauf wasserführende Bäche sind zu nennen auf dem linken Ufer des Lukuledi: der Nengadi, Nangaka, Nakadi,

Mihima, Mlaúsi; auf dem rechten Ufer des Lukuledi: der Kitotoma, Kihaha, Likungwi, Mkungu, Nahinga und Minyale-Nangoo. Auf der Bornhardtschen Karte fehlt der bedeutendste Nebenfluss des Lukuledi, der Nyangao, vollständig, wie auch dessen Quellen im Liwaletale mit denen des Nengedi verwechselt wurden. Eine Folge dieses ersten Irrtums ist die irrige Kombination, welche den auf selbiger Karte verzeichneten »Rondo«-Plateauvorsprung viel zu kompakt und ausgedehnt erzeugte.

Der Lukuledi selbst ist ein ausgesprochener Regenfluss und führt zur Trockenzeit erst Wasser von der Mündung des Nyangaobaches an. Das Wasser, welches der beständig fließende Mahiwa dem Lukuledi zuführt, versickert zur Trockenzeit bereits 100 m unterhalb der Mündung. Theoretisch dürfte somit der Fluss, welcher seine Wasser in die Lindibucht ergießt, nicht Lukuledi genannt werden, sondern Nyangao, da erst dieses Flüsschen seine reichen Wassermengen das ganze Jahr hindurch bis in den Indischen Ozean entsendet. Auf den Plateaulandschaften fehlt das fließende Wasser vollständig. »Da von Regenrissen durchaus nichts wahrzunehmen ist, scheint auch in der Regenzeit ein oberflächliches Abfließen von Wasser kaum vorzukommen. Der gut durchlässige Boden nimmt allem Anschein nach das nicht sofort wieder verdunstende Regenwasser vollständig in sich auf, um es erst an den steilen Plateaurändern in Quellenform wieder an die Oberfläche abzugeben. Die Häufigkeit dieser Quellen und die Beständigkeit ihrer Wasserführung bilden einen nicht zu unterschätzenden Vorzug, den das Plateaugebiet vor weiten, tiefer gelegenen, in der (grossen) regenlosen Zeit völlig austrocknenden Landstrecken voraus hat.«¹⁾ Das Wasser der fließenden Bäche ebenso wie das in Brunnenlöchern ist frisch und reinschmeckend und kann ohne Bedenken genossen werden. Das Wasser verschiedener Quellen ist sogar stark eisenhaltig.

Der Boden ist fast durchweg für den Anbau hochwertiger Tropenprodukte nicht sonderlich geeignet. Selbst die feuchten, oft morastigen Täler der beständig fließenden Flüsse und Nebenflüssen, sowie die der Ueberschwemmung ausgesetzten Bodenflächen in den Niederungsgebieten der Regenflüsse sind wohl nur für Eingeborenenkulturen, wie Matama, Reis, Zuckerrohr, Mais, Sesam etc., verwendbar.

¹⁾ Bornhardt S. 268

Die schattigen, feuchten Bachtäler des Nakadi, Kitandani, Mahiwa und Mihima u. s. w. wären ihrer geschützten Lage nach sehr geeignet für kleinere Vanillekulturen.

An Rohprodukten erzeugt das Land einen mittelmässigen Kautschuk, Kopal und Ebenholz. Im grossen und ganzen wäre hiemit der wirtschaftliche Wert des Südens unserer ostafrikanischen Kolonie gekennzeichnet und uns wiederum die Notwendigkeit vor Augen geführt, so schnell wie möglich moderne Verkehrswege

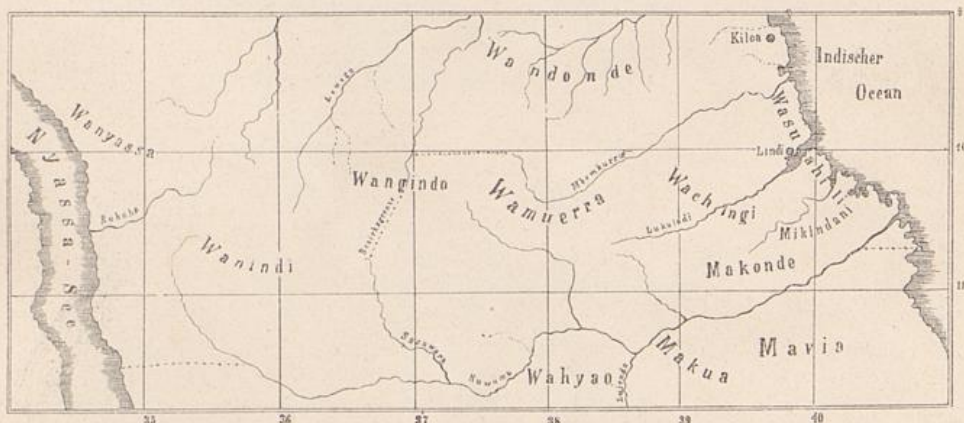


Vegetation an der Nakadi-Quelle.

zu schaffen, um die reichen, für Tropenprodukte fruchtbareren Binnenländer Afrikas zu erschliessen.

Folgt man der Talsenke des Lukuledi in südwestlicher Richtung etwa bis zur Landschaft Ndanda, so bietet sich nach Südwesten und Nordwesten hin ein ganz anderes Landschaftsbild dar. Das Muëraplateau hat sich schon lange vor Ndanda von der Talsenke entfernt. Im Westen auf sanfter Neigung vom Plateau absteigend, betritt man eine Landschaft von eigentümlichem Charakter; eigentümlich deswegen, weil sie ihre Höhe nur in ganz engen Grenzen ändert, sodann, weil sich aus der gleichmässig

hohen und eben erscheinenden Landschaft in unregelmässiger Verteilung gleich Inseln aus dem welligen Meere zahllose, oft seltsam geformte Bergmassen steil und felsig, zum Teil auf Hunderten von Metern relativer Höhe über ihre Umgebung erheben. So liegen die Berggruppen Ilulu, Kihumbati, Nambambo etc. in malerischer, landschaftlich reizender Gruppierung in der weit absehbaren Fläche zerstreut, welche sich zwischen den Oberläufen des Lukuledi und Mbemkuru ohne stark merklichen Absatz im Westen an das Muëraplateau anschliesst. Noch weiter nach Westen dehnt sich das noch teils unerforschte und menschenleere Pori aus, bis an den westlichen Grenzfluss des Bezirkes Lindi, den Sasawara, einem linken Nebenfluss des Ruvuma.



Lage der Stämme vor der Wangoni-Invasion.

In der Landschaft Ndanda liegt auch der Rand des Makondeplateaus mit scharfer Wendung nach Süden und bildet den scharf ausgeprägten Eckvorsprung von Luchemi einerseits und anderseits den weit südlicher bemerkbaren Plateauvorsprung von Newala. An diesen beiden Stellen besitzt das Plateau seine grösste Höhe von etwa 750 m. Nach Südwesten hin breitet sich das weite, durch die eigentümlichen Inselberge von Masasi, Nairombo, Huwe, Masorore, Majeje etc. auch hier ausgezeichnete Flachland aus. Bis zum Ruvuma hin ist der Charakter der Landschaft ziemlich gleichförmig, vorherrschend ist jedoch eine sanftwellige Oberflächen-gestaltung, die nach Süden hin langsam zum genannten Flusse abfällt. Jenseits des Ruvuma auf portugiesischem Gebiete steigt das Mawiaplateau zu ähnlicher Höhe auf wie diesseits das Makondeplateau.

Noch einer geologischen Tatsache möge hier Erwähnung geschehen. Durchschreitet man von Ngurumahamba (am Lindicreek) in westlicher Richtung des Ngapatal, so erreicht man nach einstündigem Marsche einen herrlich bewaldeten Hügelzug, welcher querüberführend das Ngapatal abschliesst. Rechterhand liegt ein kleiner See, Tandangongoro, enge in den Bergwinkel hineingeschoben. Die Bewohner dort behaupten, derselbe sei erst in dem letzten



Lutamba-See.

Jahrzehnt entstanden, und eigentümlicherweise reicht der Randwald der den See schroff umschliessenden Hügel bis tief unter den Wasserspiegel hinein, und man empfindet den Eindruck eines versunkenen Waldes. Vielleicht ist es durch ein plötzliches Ansammeln und Anwachsen der Regenwasser, die ihren gewohnten Abfluss durch irgend ein Ereignis verloren, verursacht worden. Nach Ueberschreiten des dem Ngapatal quervorgelagerten Hügelrückens erreicht man durch duftigen Hochwald nach einer weiteren kleinen Stunde einen hochgelegenen, steilen Abstieg. Ein entzückender Ausblick bietet sich dar. Ein weiter Talkessel, mit mächtiger Rundung, von allen Seiten durch eine steilabgebrochene

Hügellandschaft mit stark zerschnittenen Formen umschlossen, liegt zu Füßen des Beschauers. Inmitten dieses Tales liegt der Lutambasee, ähnlich unsern kleineren oberbayerischen Gebirgsseen, wie ein liebliches Auge der Natur erglänzend. Ein wunderbares Farbenbild der Natur bei tropischem Sonnenlichte! Der hellbläuliche Wasserspiegel, eine mit traulichem Negerdörfchen bestandene Insel umschimmernd, die dunkelgrüne Schilf- und Wald-einfassung des Sees, dazu der in lebhaftem Rot leuchtende Rahmen



Ansicht von Lukuledi.

der umliegenden steilen Bergabbrüche, eine wahrhaft liebliche Idylle. Dieser See erhält seine klaren Wasser von Westen her durch den Zulauf des Mirola- und Ngawari-Baches; aber nirgends ist ein sichtbarer Abfluss in die Lindibucht zu entdecken, wie er bis jetzt auf den Karten als Ngongo verzeichnet steht. Letzterer hat seinen Ursprung östlich von dem der Ngapalandschaft vorgelagerten Hügelzug und führt die Regenwasser desselben talabwärts nach Ngurumahamba. Es müsste nun sein, dass der Lutambasee seine Wasser stark verdunstet oder sie unterirdisch zum Abfluss bringt. Vielleicht findet ein späterer Reisender besser Gelegenheit, das Richtige hier festzustellen.

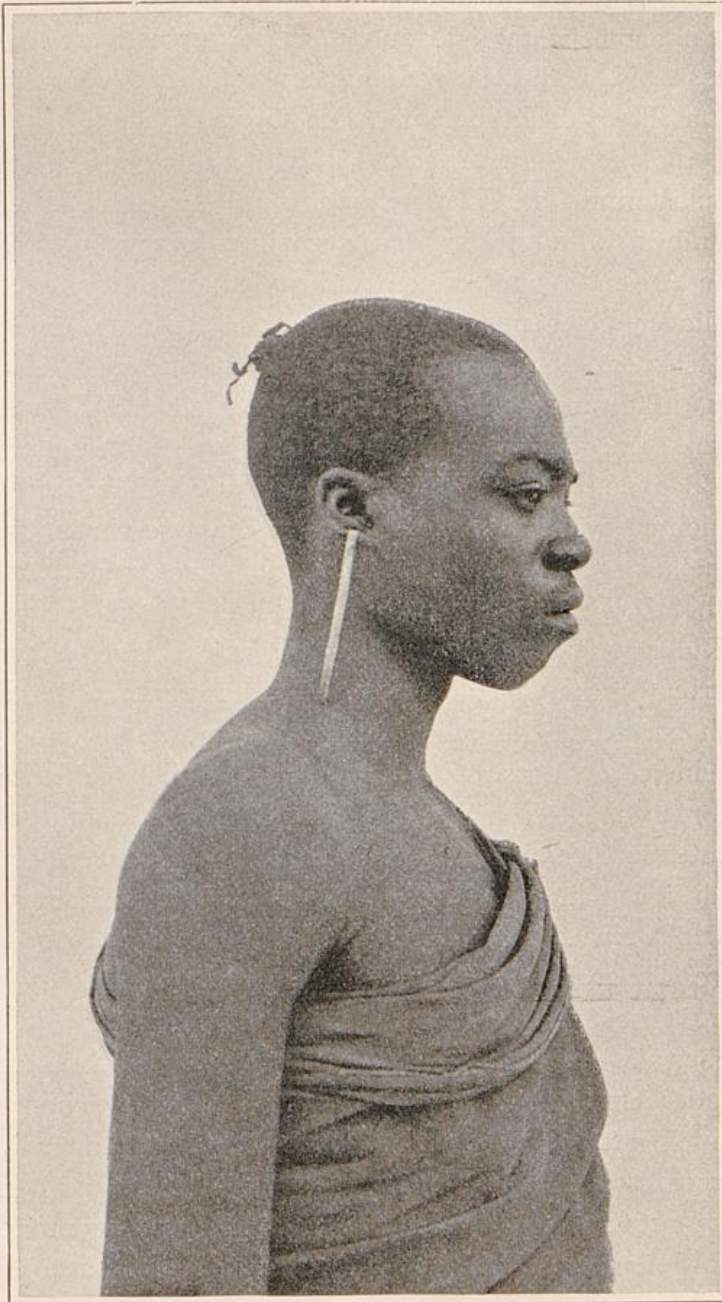


III. Die Landbevölkerung.

Mit Ausnahme eines sehr geringen Prozentsatzes eingewanderter Asiaten, wie Araber, Inder, Banjanen, Goanesen etc., die des Handels wegen und meist nur vorübergehend sich niedergelassen haben, wird ganz Deutsch-Ostafrika hauptsächlich von Vertretern der grossen Völkerfamilie der Bantuneger bewohnt. Eine ganze Anzahl kleinerer Stämme dieser Völkerfamilie leben infolge vorhergegangener Drangsale im Bezirk Lindi eng aufeinander gedrängt. Die an Stammesmitgliedern zahlreichsten derselben sind die Makua, Makonde, Wamwera und im Küstendistrikt die Waswahili; daneben erscheinen noch in kleineren Gruppen ansässig eingewanderte Wahyao und Stammesüberreste der Wanyassa, Wanindi, Wangindo, Wandonde, Wamachinga, Amalaba etc. in den verschiedenen Landesteilen zersprengt und zerstreut.

Die ganze Bevölkerung konzentriert sich auch nur auf ein Drittel des ganzen Bezirks, und zwar auf das Drittel, welches zwischen den Grenzflüssen Mbemkurru und Ruvuma am nächsten der Küste gelegen ist. Zwei Dritteile des weiten Landes sind völlig unbewohnt und menschenleer. Dieser traurige Umstand hat seinen Grund nicht etwa in der Unfruchtbarkeit und Unfähigkeit des Landes, seine Bewohner zu ernähren; im Gegenteil finden sich gerade die wasserreichsten und fruchtbarsten Quellgebiete in den von Menschen verlassenem Teilen des Bezirks. Wie schon oben angedeutet, liegt auch hier die Ursache vor, wie sie leider nur zu oft in der afrikanischen Geschichte als das Bild des jedes Landeswohl zerstörenden Menschenhasses vor unsern Augen entrollt wird. Noch vor einigen Jahrzehnten war es anders mit dem

Süden unserer Kolonie bestellt. Von der Küste des Indischen Ozeans bis zu den felsigen Gestaden des Nyassasees reihte sich



Wangoni-Typus.

eine friedliebende und arbeitsame Bevölkerung Stamm an Stamm: die Waswahili in den Küstendistrikten, die Makonde auf den südlich gelegenen Plateaus, die Wamachinge und Amalaba in der

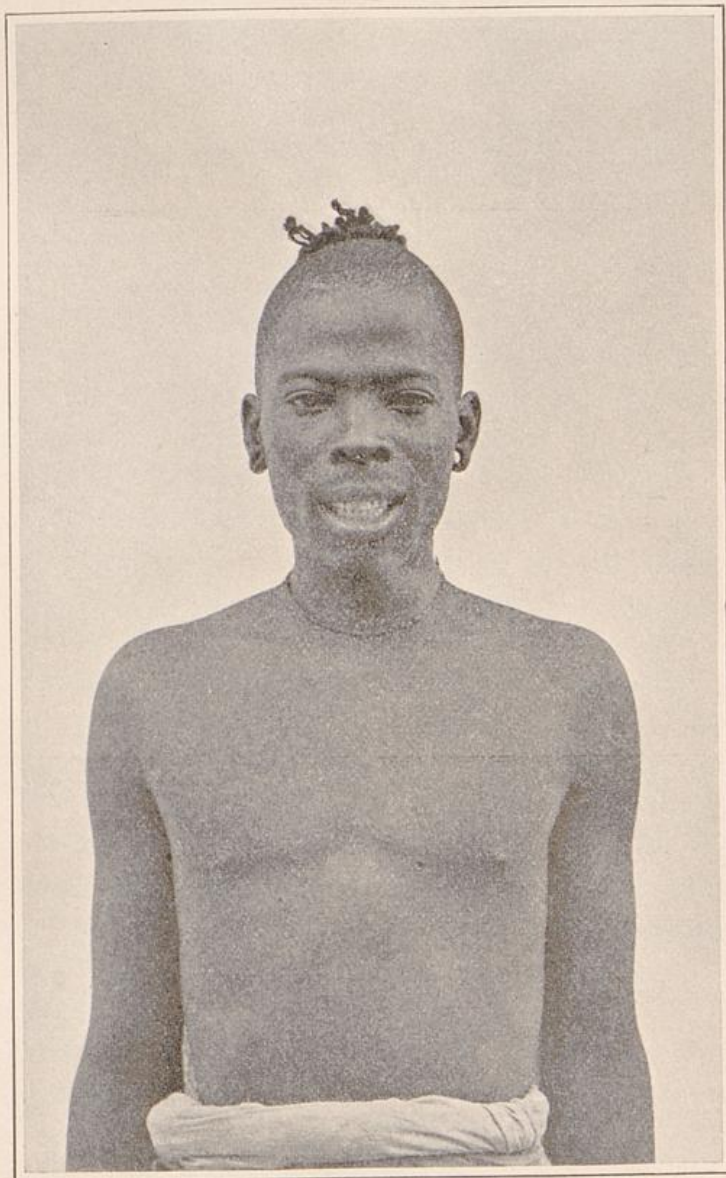
Lukuleditalsenke, weiter westlich die Wamuëra auf den Hochlandschaften des Inneren, die Wangindo im Quellgebiet des Luvegu und Mbemkurru, die Wanindi im Quellgebiet des Ruvuma, das jetzige Land der Wangoni, zuletzt die Wanyassa an den Ufern des Nyassasees. Alle diese Stämme waren friedlicher Natur und lebten von ihrem Ackerbau und der Jagd.

Da plötzlich änderte sich das Bild mit einem Schlage. Ein wilder Zulustamm, die Wamachonde aus den Gebieten des mittleren Zambesi, drängte in den sechziger Jahren mit Ungestüm und ohne Aufhalt vom Westen und Süden des Nyassasees gegen die nördlicher gelegenen Quellgebiete des Ruvuma und Ulangastromes, setzten sich dort dauernd fest und nannten sich fortan Wangoni, Magwangwara oder Mafiti. An einen Widerstand der schwachen, kriegsuntüchtigen, landsässigen Völkerschaften war nicht zu denken. Durch die andauernden Einfälle der Wangoni fast vernichtet, wanderten sie aus ihren Stammessitzen und zogen immer mehr gegen Osten der Küste zu. Die nicht Entflohenen folgten ihren Bedrängern ins »Wangoni-Land«, teils freiwillig, um endlich Ruhe zu haben, teils unfreiwillig als Sklaven. Von ihrem neueroberten Stammessitz am Nyassasee drangen nun die Wangoni alljährlich zur Küste hin vor, plündernd, mordend und sengend und machten in kurzer Zeit das einst so häusliche Land zur völligen, menschenleeren Wildnis. Selbst die nun durch den Zuzug der flüchtenden Stammesreste stark bevölkerten Küstenbezirke von Lindi bis Kilwa zitterten und standen in nächster Gefahr, ebenso der Verwüstung anheim zu fallen, wäre nicht durch das tatkräftige Eingreifen der deutschen Regierung eine heilsame Wandlung geschaffen worden.

Ueber die Küstenbevölkerung, die Waswahili, Araber, Bajanen, Inder und ihr Gemisch wurden anderorts schon so viele interessante Mitteilungen gemacht, dass wegen des engen Rahmens dieser Schrift von einer weiteren Beschreibung Abstand genommen werden kann; ferner sind die kümmerlichen Reste anderer Stämme so verschwindend gering, dass ein näheres Eingehen auf dieselben hier ebenfalls nicht für nötig erscheint. Jedoch die Stämme der Wahyao, Makua, Makonde und Wamuëra, welche heute das Hauptkontingent der Bevölkerung des Bezirkes Lindi stellen und sich im Flussgebiet des Lukuledi berühren, mögen in den folgenden Kapiteln einer genaueren Beschreibung gewürdigt werden.

Genannte Stämme sind sowohl in ihrer Lebensweise als auch

ihren Dialekten nach gründlich von einander verschieden, und zwar insoweit, dass sich z. B. der Muëra dem Makua in seiner Sprache nicht verständlich machen kann; hingegen versteht der



Wangoni-Typus.

Muëra den Makua, ohne dessen Sprache zu beherrschen. Das Gleiche findet bei den Makonde und Makua untereinander statt, obgleich die Dörfer dieser Stämme oft hart nebeneinander liegen. Die Sprache, welche von den meisten verstanden wird und die Verkehrssprache bildet, ist im Innern das Kihyao, in den Küsten-

distrikten aber das Kiswahili, welches letzteres von der deutschen Regierung nunmehr als Hoch- und Schulsprache anerkannt worden ist. Der Stammeshass war noch vor wenigen Jahren sehr ausgeprägt, mildert sich aber jetzt durch das Eindringen der christlichen Lehre und rechtlicher Verwaltungsverhältnisse zusehends.

Im folgenden wollen wir nun die Hauptstämme der Wamuera, Makonde, Makua und Wahyao in ihrer geschichtlichen Entwicklung und Lebensart, nach ihren Sitten und Gebräuchen etwas näher kennen lernen.

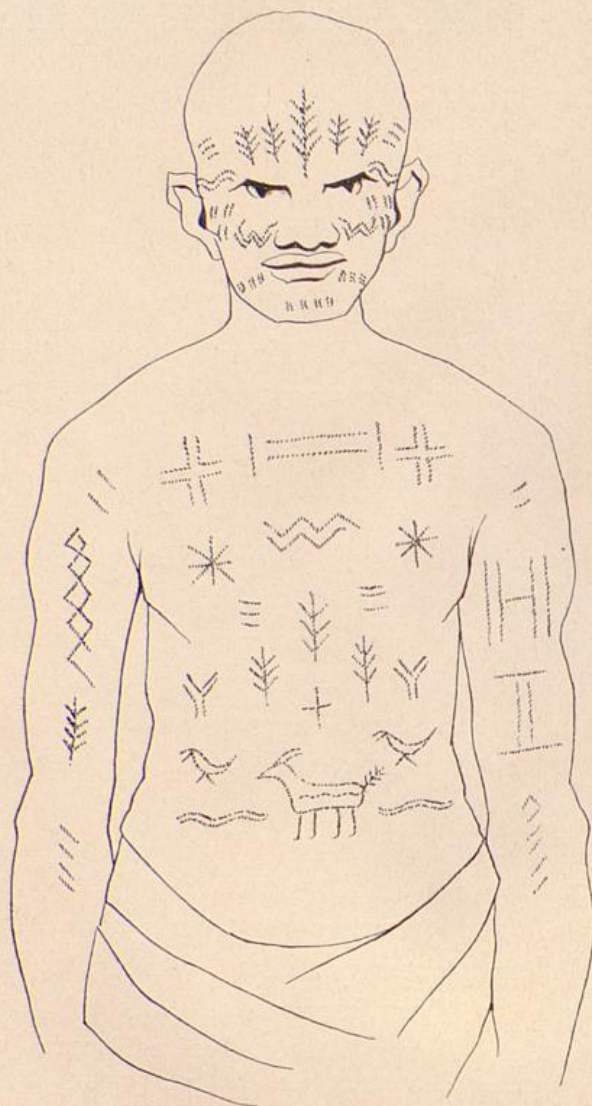


IV. Die Wamuëra.

Die Wamuëra, oder auch Wamwerra, stellen das Hauptkontingent der Bevölkerung im Hinterlande des Bezirkes Lindi. Ihre eigentliche Heimat war das Quellgebiet der Flüsse Mbemkurru, Lukuledi, Mangala, Limassule und Mohessi; letztere drei sind linke Nebenflüsse des Ruvuma. Von diesem ihrem Stammsitze wurden sie vor etwa vierzig Jahren immer mehr küstenwärts gedrängt, zuerst durch ihre Stammesnachbarn, die Wangindo. Letztere bewohnten anfangs das rechte Quell- und Flussgebiet des Luvegu, eines grossen rechten Nebenflusses des Rufyistromes. Die Wangindo mussten aber dem Andrängen der erobernden Wangoni weichen und flüchteten sich in das südostwärts gelegene Gebiet der stammverwandten Wamuëra oder in das nordostwärts gelegene Gebiet der ebenfalls stammverwandten Wandonde. Die Wangoni aber drangen mit ihrer Eroberung und Verwüstung in den Jahren immer weiter ostwärts und zersprengten die schwachen, scheuen Stämme nach allen Richtungen. Die Wamuëra zogen sich nun in die Iluluberge und hauptsächlich auf das schwer ersteigbare und dichtbewaldete Ilondo- oder Muëra-Plateau zurück und breiteten sich allmählich auch bis in die Täler des Mbemkurru und Lukuledi aus, wo sie bis auf den heutigen Tag standgehalten haben.

Ueber ihren Stammursprung erzählen sie in folgender Weise: Ihr Stammvater kam aus der grossen, an Antilopen und Elefanten reichen Wildnis zwischen dem Quellgebiete des Luvegu und Mohessi in Begleitung seiner Frau. Er war ein grosser Jäger und führte erbeutetes Elfenbein mit sich. Er ging zur Küste, um dort mit anderen Menschen Handel zu treiben. Auf der

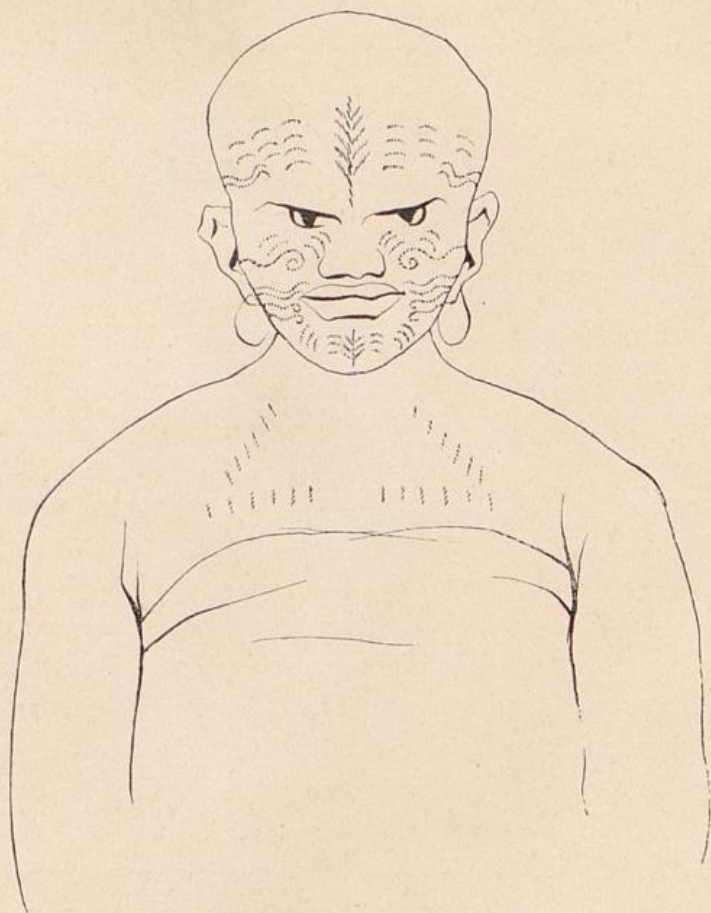
Rückkehr in die Wildnis fing seine Frau an, zu gebären; und sie gebar und liess überall Kinder zurück, die sich ebenfalls vermehrten und Dörfer bildeten. Dies war der erste Stamm, nannte sich Achimkwinda und bewohnte die Landschaft Chilingula. Aus



Tätowierung eines Muëra.

diesem »Stamme«, wohl gleichbedeutend mit »Familie«, entsprangen andere, und so entstand bald das grosse Volk der Wamuëra. In der Tat findet man in anderen Stämmen selten so viele Häuptlingsfamilien, wie eben im Stamme der Wamuëra. Die Familienhäupter wissen mit einer staunenswerten geschichtlichen Kenntniss eine ganze Reihe ihrer Ahnen namentlich

aufzuzählen und halten mit gewissem Stolze die Familientraditionen, hauptsächlich bezüglich der Heiraten in andere Muërafamilien, gewissenhaft fest. Auch behält jede Familie den Namen des Urvaters strengstens bei, indem jedes nachgeborene Kind, sei es Knabe oder Mädchen, neben dem Rufnamen den Namen des Urvaters weiterführt. Dieser Urvatersname wird gleichsam Parole



Tätowierung einer Muëra-Frau.

für die weitverzweigte Familie und dient auf Reisen und bei fernen Begegnungen als Erkennungszeichen der Familienverwandtschaft.

Anfangs lebten die Familienhäuptlinge unter der Oberleitung eines allgemeinen Stammeshäuptlings; denn vor Zeiten wollen sie sogar ein kriegstüchtiges Volk gewesen sein, was nicht unmöglich ist, da die Erfahrung in den Eigenheiten der Bantustämme uns lehrt, dass es oft nur eines mutigen und verwegenen Impulses

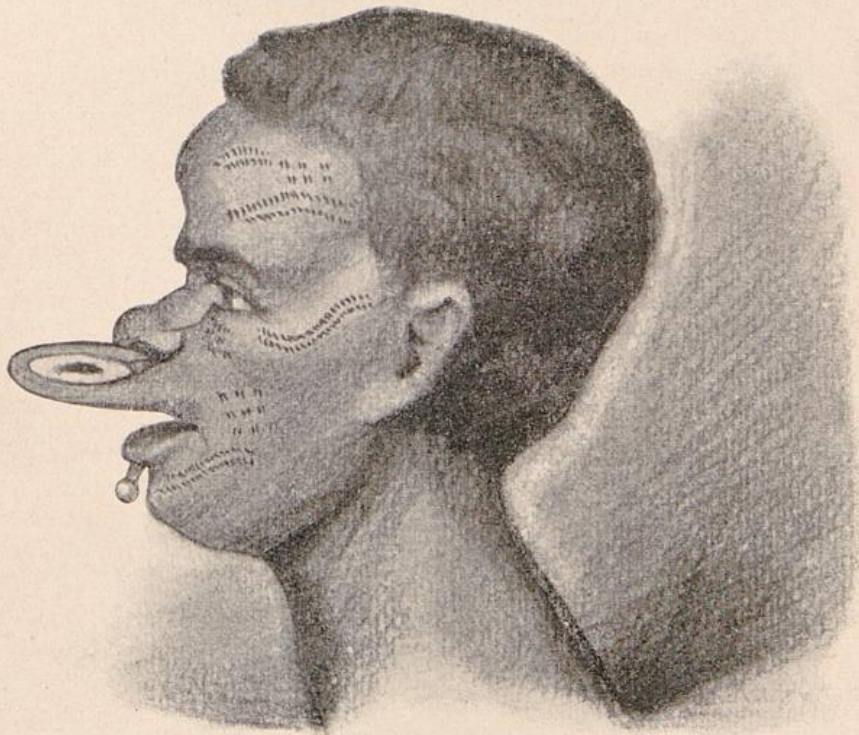
3*

von seiten eines Mannes bedarf, um den ehemals friedsamem Stamm zum Schrecken der andern zu machen, wie auch umgekehrt ein kriegerischer, räuberischer Stamm durch das Fühlbarwerden einer anderen, kräftigeren Macht gleich wieder in eine Art Lethargie zurücksinkt.

Einer der alten Fürsten oder Oberhäuptlinge hiess nach ihren Aussagen Chipanganya und wohnte in dem Flussgebiet des Mbangala. Auf ihn folgte Nandoka, unter dessen Regierung die Wangoni und Mafiti einfielen und die Wamuëra gänzlich zersprengten, so dass von nun an jedes Dorf für sich bestand und in allem nur dem Familienoberhaupte folgte. Sie wanderten immer mehr nach Osten und zwar nördlich bis in die Gegend von Kilwa, südlich über den Nyangao- und Lukuledifluss, östlich schoben sie sich in die Wamachinga und Amalaba bis zur Küste. Letztere Stämme waren die Ureinwohner der unteren grossen Lukuledisenke, fleissige, harmlose Ackerbauer. Durch den unaufhaltsamen Nachzug der fremden Stämme sind sie fast völlig verschwunden und besitzen nur noch kleinere Dörfer zwischen dem Notoplateau und der Mchingabai sowie in der Umgegend von Mikindani. Die Wamachingafrauen erkennt man an den stark durchbohrten Ohrlappen, worin sie einen oft 5 cm starken Holzring tragen.

Der Muëra ist in seiner Gemütsart verschlagen, diebisch und ungelehrig. In seinem Körperbau ist er meist schlank und von mehr brauner als schwarzer Hautfarbe. Gesicht und Oberkörper sind meist stark tätowiert. Das Tätowieren geschieht durch Aufritzen von Hautnarben, in welche eine Mischung von Pflanzensaft und Kohle eingimpft wird; sie nennen es daher auch »nembo«, d. h. Impfung. Das eintätowierte Stammeszeichen hat die Form eines Palmblattes und wird »chikolombwe« genannt; im übrigen kommen noch allerlei Figur- und Schnörkelverzierungen sowie Tiergestalten zur Anwendung. Die Frauen sind ebenfalls schlank gebaut, oft auch schwächlich klein. Alle Weiber und auch schon die kleinen fünfjährigen Mädchen tragen als Gesichtsschmuck das sogenannte »pelele«, den Lippenpflock, nach unseren Begriffen die scheusslichste Entstellung des menschlichen Gesichtes. Das »pelele«, von den Wamuëra auch »ndonya« genannt, besteht aus einer runden, schwarz- oder weisspolierten Scheibe aus Ebenholz, die in die durchbohrte Oberlippe eingezwängt wird. Als Gegenstück tragen eitlere alte Weiber auch noch eine Berlocke

in der Unterlippe. Durch die eingezwängte Holzscheibe wird die Oberlippe natürlich wie ein Teller horizontal nach vorne getrieben, und eben darin liegt nach Negerbegriff das Ideal-Schöne. Da die Muskulatur bezw. die Spannung der Oberlippe mit der Zeit immer schlaffer wird, erfordert es das Einzwängen immer grösserer Scheiben, um ihre horizontale Lage möglichst lange beizubehalten. Das Lippenloch erhält somit schon nach wenigen Jahren eine ganz unheimliche Grösse und entstellt den ohnehin nicht schönen



Das »pelele« mit Unterlippenverzierung einer Makonde-Frau.

Gesichtstypus des Negers auf das widerwärtigste. Bei den alten Weibern nun, bei denen die Muskulatur der Lippe völlig erschlafft ist, hängt das »pelele« gleich einem grossen Holzschloss müssig vor dem Munde. Beim Sprechen bewegt sich dann dieser Lippen schmuck auf und nieder, was nicht gerade zur Verdeutlichung ihrer Sprache beiträgt; beim Essen und Trinken muss die Lippen scheibe mit einer Hand in die Höhe gehalten werden, um der andern die Zuführung der Speisen in den Mund zu ermöglichen.

Sehr auffällig ist die weite Verbreitung dieser abscheulichsten aller Gesichtsentstellungen unter den ostafrikanischen Bantustämmen. Bei den südlich des unteren Ruvuma wohnenden Mawia, den

Stammesverwandten der Makonde, wird das »pelele« auch von den Männern getragen, während es bei allen andern Stämmen, wie Wanindi, Wanyassi, Wemba, Wamuëra, Wandonde, Wangindo, Makua, Makonde u. v. a., wohl nur von den Frauen getragen wird.

Der sonstige Schmuck der Wamuëra-Weiber besteht aus Perlen und Messingdraht; in den Haaren tragen sie den selbst geschnittenen und geflochtenen Kamm. Gesicht, Brust und Rücken, Unterleib und selbst die Oberschenkel sind bei den Frauen oft reicher tätowiert als bei den Männern.

Die Bekleidung besteht bei beiden Geschlechtern für gewöhnlich nur aus dem Hüfttuch. Der Gebrauch von selbstgearbeiteten Bastschürzen ist in den der Küste nächstgelegenen Hinterländern fast gänzlich verschwunden. Nur bei den sehr entlegenen Landleuten oder bei Sklaven kommt die Bastbekleidung noch vor. Zur Herstellung derselben wird die Rinde gewisser Bäume (Tamarisken) der Waldsavanne losgeschält und durch einfaches Klopfen mit einem Holzhammer der harte Holzstoff der Rinde entfernt; der rückständige Bast wird dann ohne jede weitere Umarbeitung entweder hinten und vorn an einen um die Hüften laufenden Riemen befestigt oder man bindet mehrere derartige Bandstreifen zu einem Hüfttuch rohester Art zusammen.

Der Armschmuck der Männer besteht aus Hautringen der erlegten Tiere oder Reifen aus Elfenbein. Die Bewaffnung ist sehr mangelhaft und besteht für gewöhnlich nur aus einem selbstgeschmiedeten Messer; auf der Jagd verwenden sie Pfeil und Bogen, glücklichere Besitzer auch ein altes Feuersteingewehr. Der Jäger schleicht sich dicht an das Wild heran und sendet dann aus nächster Nähe das Geschoss ab. Auch sind Schlingen und Stellnetze sehr beliebt für den Fang kleiner und selbst mittelgrosser Antilopen. Einzelne Dörfer vereinigen sich zu solchen Netzjagden und bringen ihre Stellnetze zusammen, um einen bestimmten Waldbezirk völlig zu umstellen. Dies geschieht gewöhnlich zur heissen Mittagszeit, wenn das Wild im Busche der Ruhe pflegt. Bewaffnete stellen sich in der Nähe des ausgespannten Netzes in Verdeck und erwarten das von entgegengesetzter Seite durch eine geschlossene Reihe Treiber aufgescheuchte und heranspringende Wild, um dasselbe, sobald es sich in den Maschen der Netze verfangen hat, mit dem Jagdspeere oder Gewehre zu strecken. Infolge dieses barbarischen Vorgehens hat der Reichtum

an kleineren Antilopenarten bedeutend verloren, und es ist erfreulich, dass das kaiserliche Gouvernement diesem Treiben durch Strafgesetze Einhalt getan hat.

Eine nützlichere Jagd der Wamuëra ist die auf Ratten, welche mit besonderer Energie nach dem Abernten der Feldungen betrieben wird, da die Ratten dann ihre nötige Schwere besitzen, um als Zuspeise gewürdigt zu werden. Auch hiebei vereinigen sich die Wamuëra zu Jagdklubs, veranstalten grosse Rattentreiben, und nach einer Strecke von hundert Stück und darüber wird das erlegte Rattenwildpret am Feuer einfach geröstet und mit Appetit verzehrt.

Nach dem Affen ist das Perlhuhn ihnen ebenfalls willkommen und sie richten für diese Jagd ihre Köter ab. Der Fischfang mit Körben oder Schleussen wird ebenfalls betrieben, wo sich nur immer Gelegenheit dazu bietet.

Das Hütteninventar ist das denkbar einfachste. Mit einigen selbstverfertigten Tonkrügen, einigen ausgehöhlten Flaschenkürbissen für den Wassertransport, den Mahlreibeissteinen und dem hölzernen Mörser ist die Sache erledigt. Bettstellen oder Pritschen sind nicht durchgängig im Gebrauche. Für die Feld- und Waldarbeiten dient die kleine, für eine Hand bestimmte Feldhacke und das kurzgestielte Buschmesser. Die Feldarbeit wird von beiden Geschlechtern betrieben. Auf dem zu bearbeitenden Lande wird das niedrige Buschwerk kurz über dem Boden abgehauen, die stärkeren Bäume werden durch Abringeln der Rinde zum Trocknen gebracht, das getrocknete Buschwerk verbrannt und der so mit der Asche gedüngte Boden in Kultur genommen. Gebaut wird Manyok, Erdnüsse, Mais, Sesam, Hirse, Kürbisse und eine rote Art Bergreis. Gegen die Verwüstung der Felder durch Wildschweine schützen sie sich durch weit fortgeführte Holzzäune.

Die Fruchtbarkeit des lehmigen Bodens in den Tälern ist für Eingeborenen-Kulturen eine ziemlich gute, der leichte Sandboden für Manyok und Erdnüsse sogar vorzüglich. Da jedoch ausser der Aschendüngung keine weitere Auffrischung des Bodens erfolgt, so ist ein ziemlich häufiger Felderwechsel notwendig. Das verlassene Feldstück bedeckt sich dann schnell durch Wiederausschlagen der zurückgebliebenen Wurzelstöcke mit dem undurchdringlichen Buschwerk, welches das Marschieren oft so ungemein mühsam macht. Hingegen an den Stellen, wo der Mensch nicht tätig gewesen, ist das Land meist mit lichter Laubholzsavanne

bestanden. An Haustieren halten die Wamuëra neben den unnützen Kötern nur noch Hühner und Tauben. Ziegen oder Schafe findet man selten, Rinder gar nicht (infolge Vorhandenseins giftiger Kräuter).

Das Familienleben bewegt sich in unbestimmten Formen. Eigenartig ist die Beobachtung, dass bei den pelele-tragenden Stämmen die Frau eine unabhängigere Stellung und mehr Selbstbestimmung hat als bei den übrigen Bantustämmen. Sie verfügt über ihre Hütte und ihr Eigentum ziemlich selbständig. Die Heirat geschieht nicht durch Kauf, sondern durch freie Wahl. Der Freier wirbt bei der Mutter des Mädchens durch Geschenke um die Hand seiner Geliebten. Ist die Mutter von den Geschenken befriedigt, so nimmt sie den Freier als zukünftigen Schwiegersohn in den Kreis ihrer Familie auf und gestattet ihm nun mit der Tochter für einige Zeit in ihrer nächsten Nähe zu wohnen. Die Eheschliessung wird dann, wie überall, so auch hier, wenn ein Zeremoniell stattfindet, durch grössere Trinkgelage und Tänze gefeiert.

Die Moral bei den Wamuëra als Naturvolk ist im grossen und ganzen eine annehmbare zu nennen. Vielweiberei im eigentlichen Sinne des Wortes kommt selten vor, da schon die Eifersucht der freien Ehefrau darüber wacht. Verfehlt sich ein Teil, so kann die Ehescheidung ohne weiteres eintreten.

Der verworrene Glaube an die Existenz eines überirdischen Wesens, »Mlungu« genannt, welcher allen Bantustämmen gemeinsam ist, ist unter den Wamuëra nur sehr schwach verbreitet. Auch bekümmern sie sich um den guten Gott sehr wenig. Dagegen sind sie sonst sehr abergläubisch. Dazu kommt noch die grosse Furcht vor bösen Geistern, welchen sie deswegen zur Beschwichtigung auf freien, im Wald entlegenen Plätzchen oder an gewissen Bäumen ihre Opfer an Mehl und Wasser darbringen. Dass der Medizinmann oder Zauberer auch hier nicht fehlt, ist selbstverständlich. Die Wamuëra glauben auch vielfach an eine Seelenwanderung, eine Verwandlung des Menschen in Tiergestalt und an eine reine Fortdauer der Seele.



V. Die Makonde.

Die Makonde (oder auch Wamakonde) sind die südlichen Nachbarn der Wamüera und bewohnen hauptsächlich das vom Lukuledi südlich gelegene Mpatila- oder Makondeplateau. Sie sollen seit Menschengedenken die Urbewohner dieser Plateaulandschaft gewesen sein. Vor Zeiten haben sie einmal versucht, bis in das Tal des mittleren Ruvuma und über den Lukuledi bis zum Tal des Mbemkuru sich auszubreiten, aber durch ungünstige Landesverhältnisse und Bedrängnisse von seiten stärkerer Stämme wie durch das Vordringen der Makua zum Ruvuma veranlasst, zogen sie sich immer wieder in die dichten, schutzbietenden Büsche der Hochlandschaften zurück.

Ueber ihren Stammesursprung geht folgende Sage: Ihre Geburtslandschaft, Mahuta geheissen, sei auf der Südseite des Plateaus zum Ruvuma hin gelegen und nur mit dichtem Busch bestanden gewesen. Aus diesem Busche sei ein Mensch hervorgegangen, der sich niemals wusch und schor, der nur wenig ass und trank. Dieser ging aus und machte ein Menschenbildnis aus dem Holze eines Savannenbaumes, nahm es mit sich in seine Buschwohnung und stellte es dort aufrecht hin. Während der Nacht erwachte das Bildnis zum Leben und es war ein Weib. Daraufhin gingen sie zusammen hinab zu den Wassern des Ruvuma, um sich zu waschen. Hier gebar das Weib ein Kind, welches jedoch nicht lebend zur Welt kam. Sie verliessen das Land und zogen über die Hochländer bis in das Tal des Mbemkuru, wo sie sich niederliessen. Dort gebar das Weib abermals ein Kind, das wiederum tot zur Welt kam. Daraufhin kehrten sie in die hochgelegene Buschlandschaft Mahuta zurück und dort wurde das dritte Kind geboren, welches nach der Geburt lebend

und gesund blieb. In der Zeit zeugten sie noch viele, viele Kinder und hiessen sich Wamatanda. Diese bildeten die Stammfamilie der Makonde, oder auch »Wamakonde« genannt, d. h. Ur-Einwohner. Der Stammvater, der Buschmensch, gab seinen Kindern das Gesetz, dass sie ihre Toten aufrecht begraben sollen zum Andenken an die erste Mutter, die aus Holz geschnitzt und aufrecht stehend zum Leben erwacht sei; ferner warnte er seine Kinder, in die Täler und an die grossen Wasser zu ziehen, denn dort wohne die Krankheit und der Tod. Als Regel solle gelten, dass mindestens eine Stunde Weges sei von der Hütte bis zum Wasserplatze, dann würden ihre Kinder gedeihen und von Krankheiten verschont bleiben. Im folgenden werden wir sehen, wie sehr die Eigenheiten der Makonde zu dieser Sage in Beziehung stehen.

Die Makonde sollen nach anderen Angaben stammesverwandt sein mit den Mawia, welche südlich des unteren Ruvuma die Plateau-Landschaft im portugiesischen Gebiete bewohnen und ähnliche Stammeseigenheiten zeigen. Doch sind die Makonde in keiner Weise mit den Wamuëra verwandt, wie angenommen wurde. Die Makonde lieben es, ihre kleinen Dörfer möglichst versteckt und zerstreut im dichten Busch zu bauen, der bei Kriegszeiten dann ihre beste Zuflucht bildet. Die Nähe der Hauptkarawanenpfade meiden sie mit grosser Scheu. Die schlecht gebauten Rundhütten liegen meist um einen freien Platz herum, der die offene Beratungshütte trägt. Befestigungen irgend welcher Art weisen die Makonedörfer nicht auf. Werden sie von Feinden bedrängt, so flüchten sie in den Busch und senden von ihren Verstecken aus die wohlgezielten Geschosse, vergiftete Pfeile oder Wurfsteine.

So haben sie die einfallenden Wangoni oder Makua oft mit grossen Verlusten wieder heimgeschickt, und selbst der deutschen Regierung haben sie noch bis in die jüngste Zeit zähe Widerpenstigkeit gezeigt. Sind sie für kurze Zeit verjagt und haben sie in den Plateaurandschluchten ihre letzte Zuflucht suchen müssen, so kehren sie nach Abzug der Feinde doch immer wieder in ihren Hochlandsbusch zurück. Sie lieben diesen trockenen Busch auch über alles, denn in den Tälern und an feuchten Stellen wollen sie, wie wir gesehen, aus traditioneller Furcht vor ansteckenden Krankheiten nicht wohnen. Sie charakterisieren in all ihren Eigenarten so recht eine scheue, ganz verschlossene und verwilderte Menschenbande, den echten Buschneger.

Der Makonde ist meist breitschultrig, von untersetzter, aber nicht besonders kräftiger Statur. In seiner Gemütsart ist er scheu, verschlagen, hinterlistig und widerspenstig. Die Hautfarbe ist ziemlich dunkel. Doch erscheint die Haut dem Reisenden auch oft dunkel infolge der starken Schmutzablagerungen, da, wie aus dem Vorhergesagten leicht erklärlich ist, der Makonde gegen das Waschen und Baden eine ausgesprochene Abneigung hat; denn einerseits macht es ihm zu viel Mühe, in den Besitz von Wasser



Beratungshütte, vom Busche freigelegt.

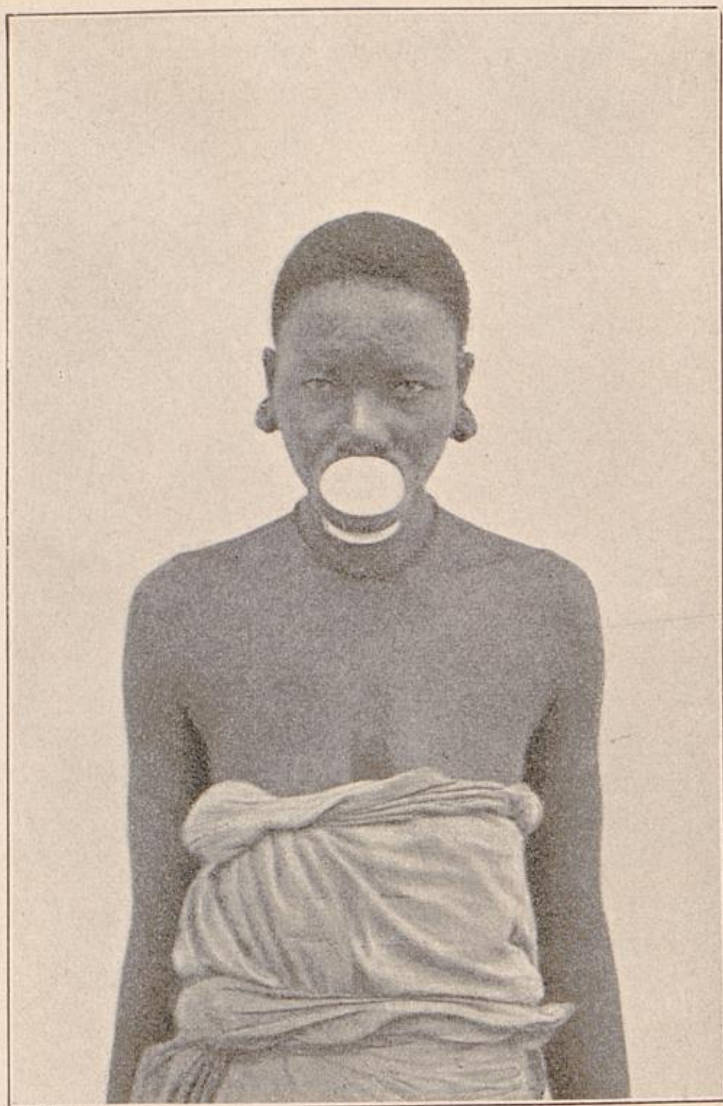
zu gelangen, andererseits hält ihn sein traditioneller Aberglaube davon ab. Bei den Nachbarstämmen geht die Meinung, dass sich der Makonde nur einmal im Jahre wasche und die Schmutzbrühe dann noch zum Kochen verwende.

So stehen die Makonde bei den Nachbarn in nicht allzu grosser Achtung und sind ausserhalb ihres Stammes allen möglichen Plackereien ausgesetzt. Nach dem Volksmunde sollen einzelne Individuen ein hohes Alter erreichen. Sehr auffällig ist bei ihnen der starke Haarwuchs, der sich bei der ganzen alten landsässigen Bevölkerung wiederfindet. Sie scheren sich nur selten, und die alten Männer tragen oft starke Vollbärte; desgleichen ist

die Behaarung der Brust und des Unterleibes oft eine ganz intensive. Schmuckgegenstände werden bei den Männern sehr selten gesehen; bei den Frauen sind Perlen, Messingspangen und selbstverfertigte Haarkämme in Gebrauch. Tätowierung ist auch hier bei beiden Geschlechtern sehr beliebt, doch ist mir ihr bestimmtes Stammeszeichen unbekannt geblieben. In ihren Hütten-einrichtungen und im Feldbau stehen sie auf gleicher Stufe wie die Wamuëra. Die Feldarbeit wird auf den Feldungen, die fast immer sehr weit von den im Busch versteckten Dörfchen entfernt liegen, ebenfalls von beiden Geschlechtern getrieben. Wächter in kleinen Wachthäuschen auf den Feldern schützen die reife Saat durch Geschrei und Trommelgerassel gegen Wildschweine, Affen, Vögel etc. Neben dem Ackerbau wird auf dem Plateau noch die Kautschukgewinnung und das Kopalgraben betrieben. Die gewonnenen Erzeugnisse werden dann an durchziehende Küstenhändler gegen Zeugstoffe umgetauscht. Ferner beschäftigen sich die Makonde auch mit Holzschnitzerei in Stühlen, Spazierstöcken, Handgriffen, Tabaksdosen, Holzmasken und Bildnissen, höchst wahrscheinlich eine angeerbte Kunstfertigkeit ihres Stammvaters. Sie benutzen hiezu das feste dunkle Ebenholz oder ein leichtes und weiches, helleres Baumholz, das dann auch noch zu guterletzt mit Brandmalerei verziert wird. Letztere wird sehr häufig bei Bambusarbeiten angewandt. Die Erzeugnisse ihrer Kunst tauschen sie gegen Töpferarbeiten der in den lehmigen Niederungen wohnenden Nachbarn um. Sehr häufig findet man Holzbildnisse einer weiblichen Gestalt in ihren Hütten stehen und man ist geneigt, dieselben für eine Art Hauspenaten oder Götzenbilder zu halten; doch dienen dieselben allem Anschein nach nur zur Erinnerung an die Erschaffung ihrer ersten Mutter, wie die Sage verkündet.

Ihr Glaube an Gott oder Götter und Geister ist ebenso verworren wie bei den anderen Stämmen. Die bösen Geister in Busch und Feld sucht man durch kleine Opfer an Mehl, Wasser, Zeugfetzen, Steinen und zerbrochenen Töpfen zu besänftigen. Ihre Toten begraben sie nach Tradition aufrechtstehend und kennzeichnen die Gräber mit aufrechtgestellten Steinen. Sie glauben an die Fortdauer der Seele, an eine Auferstehung und innigere Vereinigung mit dem guten Gott, um dessen besondere Verehrung sie sich in diesem Leben jedoch weniger kümmern; der Ahnenkult tritt dagegen mehr in den Vordergrund.

Das Familienleben der Makonde, die Stellung der Frau zum Manne ist ähnlich wie bei den Wamuëra. Durch regen Tauschhandel der Naturprodukte an Kautschuk und Kopal ist oft ein gewisser Vermögensstand zu bemerken, aber sie wissen denselben



Das »pelele« einer Makonde-Frau. (Phot. Vincenti.)

zur Verbesserung ihrer Lebenslage äusserlich kaum zu verwerten; die erworbenen Schätze an Kleidern, Perlen und Bargeld werden sorgsam vergraben. An Haustieren besitzen sie Hunde, Hühner und Ziegen; Rindvieh ist nirgends vorhanden, da ausgedehnte Weideplätze in der Nähe ihrer Hütten vollkommen fehlen. Im

allgemeinen sind die Makonde ein genügsamer Stamm, aber in ihrer scheuen Verschlossenheit für das Gemeinwohl weniger brauchbar.

Zu diesen im vorhergehenden behandelten alten landsässigen Stämmen in dem Gebiete zwischen Ruvuma und Mbemkurru sind nun in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwei neue Elemente getreten, welche aber entgegen der Wangoni-Invasion ziemlich friedlich sich zu den vorhandenen Resten der Urbevölkerung gesellt haben. Die beiden neuen Elemente sind die Wahyao und Makua, welche, von Süden und Südwesten kommend, sich immer weiter gegen Norden und Osten vorschieben.



VI. Die Makua.

Der grosse und uralte Stamm der Makua hat seine eigentliche Heimat in dem Gebiete der jetzigen portugiesischen Kolonie, in der alten Provinz Mozambique, nördlich des Zambesistromes. Schon die ersten portugiesischen Eroberer stiessen vor drei Jahrhunderten mit den Makua zusammen und knüpften mit ihnen regen Verkehr an. Dem von Süden kommenden Druck der kriegerischen Zulustämme ausweichend und der fortwährenden Belästigungen müde, suchten die Makua, immer mehr nordwärts ziehend, sich ruhigere Wohnsitze zu sichern. So sind sie, allmählich in dem Gebiete zwischen Lujenda und Mawiaplateau vorgehend, an den Ruvuma gekommen, haben diesen überschritten und sich in dem fruchtbaren Masasigebiet und dem Lukuleditale abwärts angesiedelt, obschon sie auch hier vor den Einfällen der Wangoni noch nicht ganz zur Ruhe gekommen waren.

Schon in der Vorzeit teilten sich die Makua in mehrere Nebenstämme, die sich auch in ihren Sprachidiomen unterschieden und heute noch unterscheiden lassen. Doch führen sie eine gemeinsame Legende ihres Stammesursprungs, die also lautet: Dort, wo der mächtige Strom Luli die wilde Landschaft Meto (alter Name) durchfloss, lag der Felsenberg Mima. Aus diesem Felsen ging eines Tages der Stammvater hervor, zugleich mit seiner Frau, mit Ziegen, Schafen und Rindern. Sie liessen die Spuren und Abdrücke ihrer Füsse und Klauen auf den Felsen zurück zum Andenken ihrer Nachkommen. Und der erste Mensch und Stammvater der Makua nannte sich nach seinem Geburtsfelsen ebenfalls Mima. Er wohnte fortan mit seiner Frau im Walde, und da sie nackt und hilflos waren, machten sie sich

Kleider aus Baumbast, Waffen aus Holz und töteten Wild, um Nahrung zu haben und sich mit den erbeuteten Fellen zu bedecken. Sie zeugten Kinder und vermehrten sich schnell, wurden ein zahlreiches Volk und nannten sich Warope. Erst in der Zeit wurden sie von ihren Nachbarn auch Makua genannt.



Der Makua-Unterhäuptling
»Kambona«.

Litukulu begraben. Sein Grab ist von grossen Mangobäumen umstanden und wird noch heute in Ehren gehalten.

Namachina, sein Nachfolger, war tapfer und regierte als Hatia III. den Stamm mit Strenge. Er führte kleinere Raubzüge gegen Mchemba im Makonde-Gebiete. Den Einfällen der Wangoni leistete er kräftigen Widerstand, wurde jedoch gezwungen, sich mit seinem nächsten Anhang auf den hohen Unguluëberg zur Verschanzung zurückzuziehen. Hier oben hauste er 10—12 Jahre.

Im Anfange lebten sie unter einem gemeinsamen Könige. Sie führten Kriege mit den Waromwe (Zulu), welche aus dem Gebiete des Luli-mwana (wahrscheinlich aus den Landschaften des mittleren Zambesi) gegen ihren Stammessitz vorgingen und sie nach Norden hin drängten. Unter ihrem letzten König Namanka, der etwa vor 70—90 Jahren gelebt haben mag, gerieten die Nebestämme nun auch miteinander in Streit und trennten sich unter die Oberhäuptlinge Malia, Chiwaro und Hatia. Dieser Hatia I. zog mit seinen Scharen zum Ruvuma und oblag hauptsächlich der Elefantenjagd. Er soll nur ein Auge gehabt haben. Von Chiwaro bedrängt, zog er über den Ruvuma bis zum Lukuledi, wo er in der Landschaft Ndanda starb. Muipwawe übernahm die Führung des Stammes und nannte sich ebenfalls Hatia. Er siedelte die Makua dauernd im Flussgebiete des mittleren Lukuledi an und wurde bei seinem Tode in

Hüttenruinen und Mangobäume zeigen noch die Umrisse des jetzt verlassenen Dorfes. Auf eigenen Wunsch hin wurde er nach seinem Tode in einer hohen und etwa 30 m tiefgehenden Felsenhöhle hoch oben am Gipfel des Unguluë begraben. In dieser Höhle fand sich bei Kriegszeiten das Versteck für Pulver und Wertsachen. Durch die Aufnahme der Häuptlingsleiche aber ist



Tätowierung einer Makua-Frau.

sie von nun an geheiligt und mit Steinen und Knüppeln verschlossen; nur dem nachfolgenden Oberhäuptling ist es erlaubt, einmal im Jahre das Grab zu öffnen, zu reinigen und dem Geiste des hohen Verstorbenen Wasser und Mehl zu opfern. Nach dem Tode Hatias III. verliessen die Makua den Unguluëberg und zogen wieder in die tiefergelegenen Täler, näher zu den Wasserplätzen. Der Berg mit seiner nächsten Umgebung blieb von nun an unbewohnt und gewann dadurch einen gewissen Nimbus als »Geisterberg«. Es entstand der Volksglaube, dass in den

mondhellen Nächten die Geister der verstorbenen Stammesangehörigen sich um ihren Häuptling versammeln und nächtliche Tänze oder Jagden aufführen. Diese Geisterfurcht hält die Makua auch ab, Fremden, besonders Europäern, den Weg zu diesem Berge und



Aeusserer Verschluss der Grabeshöhle Hatias III.
auf dem Gipfel des Unguluë-Berges.

dem Grabe des Häuptlings zu zeigen. Nur mit Mühe gelang es mir, einen christlich gewordenen Makua, einen Sohn des verstorbenen Hatia, als Führer zu dingen, als ich im November 1901 die Besteigung des Unguluë unternahm.

Auf allgemeinen Wunsch der Unterhäuptlinge wurde ein Schwiegersohn namens Pirimita und ehemaliger Sklave Hatias III.

als dessen Nachfolger erwählt, der jetzige Hatia IV. Sonst ist es bei den Makua rechtliche Stammessitte, dass stets der älteste Sohn der ältesten Schwester des Oberhäuptlings seinem Onkel in der Würde folgt. Beim Tode Hatias III. war aber der eigentliche Würdenerbe Namolia, Sohn der Häuptlingsschwester Nantembo in der Landschaft Mikumbi, noch nicht grossjährig. Pirimita verstand es nun, durch List die Würde und das Vertrauen der Unterhäuptlinge für sich zu gewinnen, indem er vorgab, die Kenntnisse



Wassertragende Makua-Mädchen.

und Zaubermittel des verstorbenen Hatia III. ererbt zu haben. Jedoch hat Hatia IV. zur Zeit infolge Eingreifens geordneter und rechtlicher Regierungsverhältnisse von seiten des deutschen Gouvernements an Macht und Ansehen bei seinem Stamme sehr viel verloren. Er hat seinen beständigen Wohnsitz in dem Dorfe Chipite, hart am Lukulediflusse gelegen.

Die Makua sind im allgemeinen tüchtige und arbeitsame Menschen, von kräftiger Statur und sehr dunkler Hautfarbe. Tätowierung findet man bei den Männern weniger häufig als bei den Frauen. Ihr Stammeszeichen ist der Winkel in den verschiedensten Stellungen; bei den Frauen sind zwei Winkel, zu

4*

einer Raute zusammengestellt und durch ein Kreuz verbunden, die beliebteste Wangen- und Brustverzierung, wie auf der Abbildung zu sehen ist.

Wenn auch in ihrer Gemütsart etwas wild, widerspenstig und raublustig, zeigen die Makua doch eine gewisse Gelehrigkeit und Intelligenz. Ihre Einwanderung aus dem Portugiesischen in unsere Kolonie zur Verstärkung der so mangelhaften Bevölkerung gerade der Südbezirke kann man nur in allen Stücken begünstigen und ist auf sie eine gewisse Rücksicht zu nehmen.

Die Makuadörfer zeichnen sich schon äusserlich durch den Hüttenbau vorteilhaft aus. Die runden oder eckigen Häuser sind sauber aus Bambus aufgeführt. Das Dach greift auf allen Seiten über, so dass eine geräumige Veranda entsteht. Im Innern der Hütte finden wir drei oder mehr Abteilungen zu verschiedenen Bestimmungen. Der mittlere dient in der Regel als Feuer- und Kochraum. Neben dem Wohnhaus befindet sich meist der aus festen Stämmen hergestellte Ziegen- und Hühnerstall, oftmals auch noch ein Taubenschlag aus zusammengefügter Baumrinde auf einem starken, etwa 2 m hohen Stangengerüst zum Schutze gegen Hyänen, Leoparden und Schakale.

Der Ackerbau, der sehr eifrig und mit gutem Erfolg betrieben wird, ist, wie überall, auch hier nur Hackbau in den Niederungen des Lukuleditales. Angebaut werden fast sämtliche Negerfeldfrüchte, wie Hirse, Mais, Erdnüsse, Sesam, Manyok, Bohnen, Kürbisse, Bataten, Reis, Bananen etc. Wertvollere Oelfrüchte, wie Sesam und Erdnüsse, bringen sie nach guter Ernte in grossen Mengen zur Küste und tauschen dieselben dort bei den Händlern gegen Zeugstoffe und andere Liebhabereien um.

Neben dem Ackerbau bildet die Töpferei die Hauptbeschäftigung der Makua-Weiber und -Mädchen. Die Schalen, Krüge und Töpfe werden sehr gewandt aus freier Hand und ohne irgend welche andere Hilfsmittel als die Drehscheibe, in Form eines alten Krugbodens, hergestellt. Des bessern Aussehens wegen werden die an den Rändern mit Strichen verzierten Schalen, besonders aber die grossen Wassergefässe, äusserlich mit aus den Flusstälern durch Anschwemmung gewonnenem Graphit geschwärzt. Bemerkenswertes leisten ferner einige Makua als Schmiede in Bearbeitung von eisernen Feldhacken, Messern, Aexten etc., und geniessen dann als »fundi« (Meister) im Lande einen grossen Ruf.

Eine besondere Vorliebe haben die Makua für die Jagd, die von ihnen mit grossem Geschick betrieben wird. Sie sind kühne und verhältnismässig gute Schützen. Sie jagen meist mit Vorderladern oder alten Feuersteingewehren, welche sie sich an der Küste erhandeln. Als Geschosse auf Vögel, wie Papageien, Dick-schnäbler und Perlhühner, dienen ihnen kleine Steinchen, mit Vorliebe die häufig vorkommenden harten und dunklen Schrotgranaten (Rauchtupas), zur Jagd auf grösseres Wild gebrauchen sie zylindrisch geschmiedete Eisenstücke und Hackblei. Der gute Ruf der Makua-Jäger ist weit verbreitet. Die Jagdgesellschaften sind in der trockenen Jahreszeit oft monatelang unterwegs oder hausen in kleinen Jagdlagern in der Nähe der Wildplätze. Mit Vorliebe jagen sie grösseres Wild, wie Antilopen, Flusspferde, Büffel und Elefanten. Ist ein beständiger Wechsel entdeckt, so lauern sie den Tieren, im Hinterhalte liegend, auf und entsenden erst das Geschoss, wenn der Elefant oder Büffel bis auf einige Schritte Entfernung nahegekommen ist. Oft genug gerät hiebei der kühne Jäger in grösste Lebensgefahr. Ein Verunglückter wird von seinen Kameraden gewöhnlich am Unglücksorte begraben und das Grab selbst, wenn möglich, durch einen zusammengetragenen Steinhaufen gekennzeichnet. Um beständig den nötigen Schiessbedarf zu haben, lassen sie sich auch von arabischen und indischen Küstenhändlern oder von ihren Häuptlingen als berufsmässige Jäger anwerben, an welche sie nach erfolgreicher Jagd einen Teil ihrer Beute abzugeben haben. Auf solchen berufsmässigen Jagdzügen durchziehen sie dann die weiten Wildnisse und sind an den Lagerfeuern durchziehender Karawanen wegen ihrer Abenteuerlichkeit gern gesehene Plaudergäste.

Die Moral ist in den Makuadörfern ebenfalls eine relativ gute zu nennen. Das Familienleben scheint geordneter zu sein als bei andern Stämmen. Die Frau hat eine ziemlich freie Stellung und bewohnt mit ihren Kindern eine eigene Hütte. Auch hat sie freie Verfügung über ihr Hab und Gut, denn ihre Verheiratung geschieht auch hier nicht durch Kauf, sondern durch Wahl. Vielweiberei kommt wohl nur bei den Häuptlingen vor, indem bei strittigen Verlobungen, welche zur Entscheidung vor das Forum des Häuptlings gebracht werden, dieser in seinem instinktiven Gemeinsinn, und um die Streitfrage aus der Welt zu schaffen, das strittige Mädchen durch sein Machtwort einfach für seine Verlobte und zukünftige Frau erklären kann. Auf diese Art ist

wohl vorzugsweise Hatia IV. zu seinen 25 Frauen gekommen. Die weibliche Untreue wurde von Hatia III. mit völligem Durchschnit der Oberlippe (Hasenlippen) gebrandmarkt und der Verführer zum Sklaven gemacht oder gar zum Tode verurteilt. Während der Schwangerschaft enthalten sich die Männer jeder Gemeinschaft mit ihrem Weibe; die Frau lebt dann für sich, bis das Kind entwöhnt ist.

Im übrigen teilen die Makua die Sitten und Gebräuche der übrigen Stämme, auch in Bezug auf ihre Religion. Sie haben eine verworrene Ahnung von dem grossen »Mluku«, der über alle die andern Geister herrscht, welche in Flur und Wald ihr Wesen treiben. Die Sitte, zum »Msolo« = Gebetsbaum zu gehen, ist allgemein verbreitet. Gewöhnlich bestimmt der Häuptling einen Baum im Walde, um welchen rings der Platz gesäubert wird. Hierhin bringt das Volk die kleinen Opfer an Mehl und Negerbier, die Häuptlinge bringen Tuchbinden an dem »msolo« an, dann beten alle knieend unter beständigem Händeklatschen um gute Ernte, Gesundheit und Schutz vor wilden Tieren. Nach Beendigung der Zeremonie kümmert sich weiter niemand um den Baum und die Opfergaben; hie und da bindet jemand eine neue Binde zu den alten oder wird ein Stück derselben zur Zauberei abgeschnitten. Die Zauberer und Zauberinnen arbeiten mit dem gleichen Plunder wie überall: Wurzelstückchen, mit Oel untermengte Asche, Nasenknorpel, Haare und Nägel von geschändeten Menschenleichen, Schröpfköpfe aus Ziegen- und Antilopenhorn, eingewickelte Kiesel, Löwen- und Pantherkrallen bilden ihre Apotheke. Während sich der Makonde und Muera nach Beendigung der Trauerzeremonien um die Gräber seiner Angehörigen, die irgendwo versteckt im Busch liegen, nachher aus Scheu wenig mehr kümmert, halten die Makua, wie wir bereits gesehen haben, die Grabstätten angesehener Stammesgenossen in Ehren und reinigen sie auch nach Jahren noch von jedem Unkraut. Oft sind diese Gräber aus Pietät mit einem Schutzdach aus Tuch, welches an Pfosten befestigt ist, überspannt und ist mit allem erdenklichen Zierat, wie alten Stühlen, Flaschen- und Topfscherben, Steinen etc., gekennzeichnet. Das Ganze umgibt dann noch ein Erd- oder Dornenwall. Die Mausoleen der verstorbenen Oberhäuptlinge wurden im vorhergehenden schon näher erwähnt.



VII. Die Wahyao.

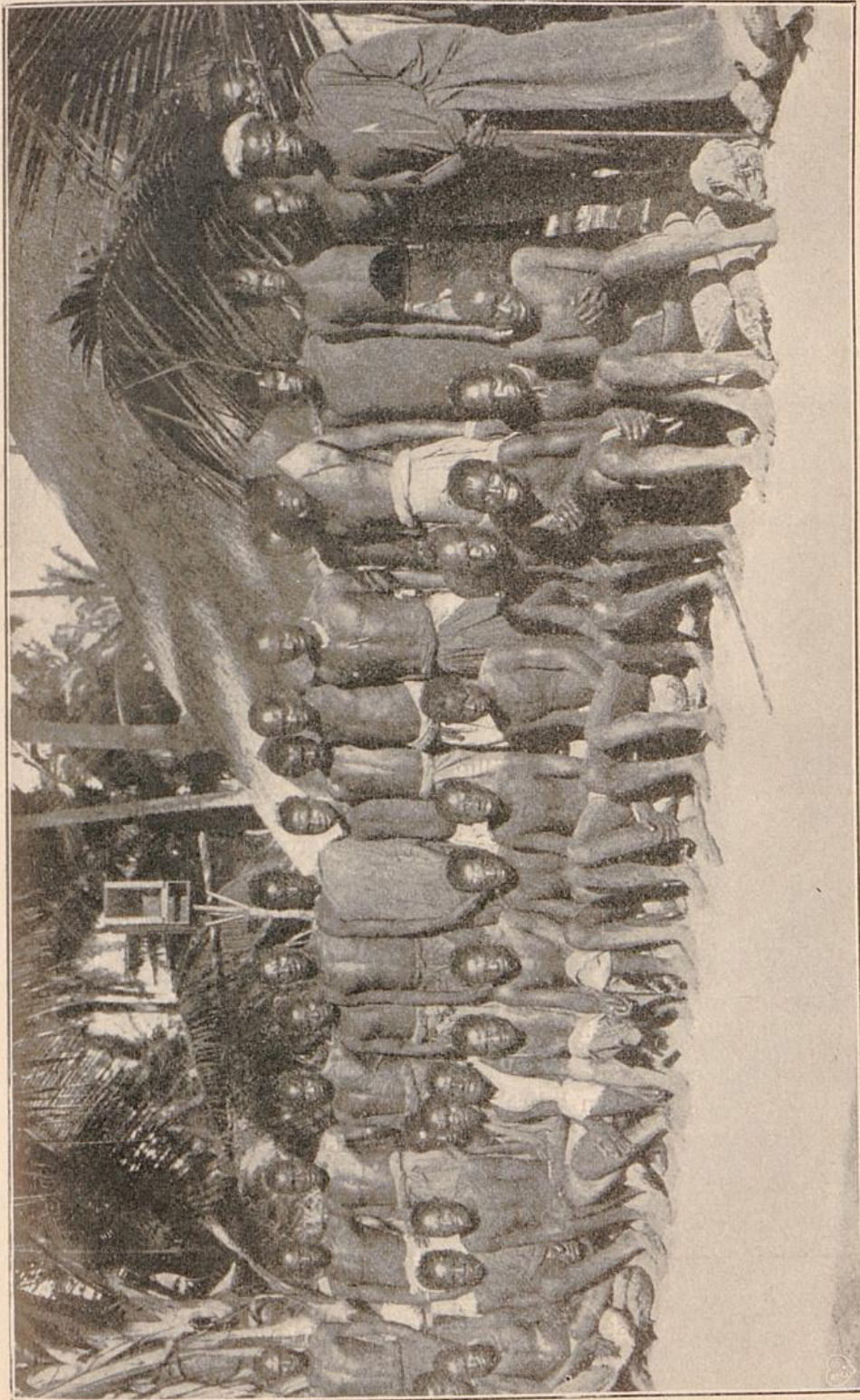
Die Wahyao sind ebenfalls ein altbekannter Bantustamm und wohnten von jeher in der alten Landschaft Chissi, östlich vom Shirefluss und Nyassasee im Portugiesischen gelegen. Sie haben sich dort und in der Nebenlandschaft Unango unter den Stammesführern Karanye und Mataka bis auf den heutigen Tag behauptet. Schon vor Jahrhunderten trieben sie regen Handel in Elfenbein und Sklaven mit den Küstenstädten von der Mündung des Zambesi bis hinauf nach Kiloa. Ihr Stammesgebiet war gross, ihre Bevölkerung zahlreich und ihre Bewaffnung infolge des Küstenverkehrs gut. Doch auch sie konnten dem unaufhaltsamen Vordringen der mächtigen und wilden Zulustämme auf die Dauer nicht Einhalt tun; zudem wurden sie von den durchziehenden Makua mehr und mehr in ein begrenztes Gebiet zwischen dem Lujenda und dem Ruvuma gegen den Nyassasee hin gedrängt. Sie lebten unter mehreren Oberhäuptlingen, wie unter dem alten Chemponde und Mataka im eigentlichen Stammsitz Chissi am Nyassasee, unter Kandula am Lujendaflusse, unter Chemtila in Massaninga, unter Karanye und Makanjila in Unango. Diese Häuptlingsfamilien herrschen heute ziemlich unabhängig voneinander, sind sehr alten Ursprungs und verfügen über eine achtungswerte Ahnenreihe.

Ihre Sage vom Auftreten des ersten Menschen, ihres Stammvaters, lautet wie folgt: Aus der Wildnis ging ein Mensch hervor, und er war einsam und traurig. Ein Elefant, der des Weges kam, nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn viele Jahre mit sich herum, zeigte ihm die Wälder und Savannen und alles Getier, das darin lebte. Der Mensch ass nur Waldfrüchte und wilden Honig, welchen der Elefant ihm reichte. Dieser führte den

Menschen in die Geheimnisse der Jagd ein und machte ihn zum grossen Jäger. Dann trug er ihn in das Land der Elefanten und sie fanden dort ein menschliches Weib am Boden sitzen. Der Elefant setzte den Mann zum Weibe und brach Bäume ab, damit das erste Menschenpaar sich eine Hütte baue und darin wohne. Mann und Weib blieben nun beisammen und nannten sich »Wantapa«, d. h. die Einsamen, die Geprüften. Sie lebten anfangs nur von der Jagd; sie zeugten viele Kinder und bevölkerten die Wildnis mit Menschen. So entstand der Stamm der Wahyao.

Die Wahyao, welche teils des Handels wegen, teils der politischen Unruhen wegen ihre heimatlichen Gefilde verliessen und über den Ruvuma gingen, blieben nicht mehr rein, sondern vermischten sich vielfach mit den landsässigen Stämmen, wie das im Süden unserer Kolonie beobachtet werden kann. Auf ihren zahlreichen Handelszügen, die sie mit grossen Karawanen vom Nyassa und Lujenda aus über Masasi nach Lindi und Kiloa unternahmen, lernten sie diese Gebiete kennen und liessen sich dann an den fruchtbarsten Stellen an den Haupt-Karawanenstrassen nieder. Ihr altbewährter Mut, ihre Klugheit und Schlauheit in Handelssachen, ferner ihre Fähigkeit, sich überall zur Geltung zu bringen, liessen sie bald trotz ihrer Minderzahl eine führende Rolle in den Dörfern der landsässigen Stämme erringen.

Die Wahyao sind einer der bestgebauten Stämme der Bantuneger, schlank, kräftig und meist von hellbrauner Hautfarbe. Wahyao-Sklaven und -Sklavinnen waren von jeher bei den Küstenbewohnern sehr gesucht, da sie fast keinerlei Verunstaltungen durch Tätowieren an sich tragen; nur zwei übereinander angebrachte Schläfennarben, »Nkonde« genannt, das Stammeszeichen der Wahyao, zeugen von dieser Unsitte. Das »pelele«, der Lippenpflock, wird von ihren Frauen nicht getragen. Dagegen durchbohren dieselben mit Vorliebe einen Nasenflügel und zwängen einen kleinen, hölzernen oder metallenen Nasenpflock, das sogenannte »boli« oder »chipini« hinein. Von Schmuckgegenständen sind ausser schönen Tüchern die Perlarbeiten sehr beliebt. Hals- und Armbänder aus Perlen zeichnen sich durch geschmackvolle Zusammenstellung und Anordnung des Musters vorteilhaft vor den rohen Arbeiten anderer Stämme aus. Auch bunte und schön gemusterte Strohmatte werden von den Frauen und Männern oft kunstvoll hergestellt. In allem bemerkt man, dass sie eifrig mit der immerhin eine gewisse Kultur führenden Küstenbevölkerung



(Phot. Vincenti.)

Träger-Karawane aus Ungoni in Lindi.



Träger-Karawane aus Ungoni in Lindi

(Phot. Vincenti.)

Anschluss suchen. So tragen sich auch beide Geschlechter in der Kleidung nach Küstenart und fast durchgängig reinlich und vornehm; besonders darf dem Manne bei festlichen Gelegenheiten das lange, weisse Spazierhemd (kanzu) der Küstenneger nicht fehlen.

Der Mhyao ist zu seinem Erwerbssinn als Handelsmann auch ein spekulativ angelegter Landwirt, eine seltene Erscheinung des gewöhnlichen Bantunegers. Der Feldbau wird nach den primitiven afrikanischen Regeln sehr fleissig und rationell betrieben. In seinem Stammland Unango und am Nyassasee beschäftigt sich der Mhyao auch mit Viehzucht. Die von dort herkommenden Handelskarawanen führen als Handelsobjekte besonders Tabak, Wachs, Elfenbein, Vieh und Sklaven. Der Hyaotabak, welcher in kleinen geflochtenen Rollscheiben in den Handel kommt, ist im Süden an der Küste bei der eingeborenen Bevölkerung sehr gesucht.

Die mitgeführten Sklaven werden von den Karawanenführern vorsichtigerweise nicht bis in die Küstenplätze transportiert, sondern kommen in den Wahyao- und Araber-Ansiedelungen Mtua, Luaha, Ngapa, Ngurumahamba und andern Hauptplätzen für derartige dunkle Geschäfte schon vor Bereich der Küste zur Verteilung und werden dann bei unauffälliger Gelegenheit einzeln nach den Hafenorten Lindi, Sudi, Mikindani, Mchinga, Kisswere oder nach anderen kleineren Orten an gedeckten Meeresbuchten und selbst bis nach Kiloa transportiert, um unter Umständen als angebliche Besatzung oder Diener der arabischen Segelfahrzeuge etc. nach Zanzibar, Madagaskar und selbst nach Arabien verschifft zu werden. Dieser Menschenhandel besteht nach von mir persönlich beobachteten Anzeichen auch noch heutzutage, nur in vorsichtigeren Formen als früher, da die Regierungen doch einiges Augenmerk darauf legen. Noch im Jahre 1900 traf ich verschiedene Sklavenkarawanen von etwa 200—250 Seelen, meistens Frauen und Kinder aus den Wahyao- und Nyassa-Gebieten, unter Führung einiger bewaffneter Wahyao des Oberhäuptlings Mataka an dem Mahiwa- und Nangaobache lagern, welche auf mein Befragen angaben, dass ihr Weg sie nach Lindi und Kiloa führe. Die englische Mission bei Masasi hatte diese Sklavenkarawanen auch bemerkt und ebenfalls das Kaiserl. Bezirksamt zu Lindi davon in Kenntnis gesetzt; denn solche Zustände können und dürfen der zuständigen Behörde nicht unbekannt bleiben. Gegen das Sklavenverhältnis ist



Mhyaohauptling Matschemba.

bei der jetzigen sozialen und wirtschaftlichen Lage von ganz Ostafrika kaum etwas einzuwenden. Aber der Sklavenhandel, der Menschenhandel, nach welcher spitzfindigen Klausel und in welcher Form auch immer er bestehen mag, ist unwürdig der Humanität und Macht der christlichen Völker, die nun doch unleugbar in allen Teilen Afrikas, auch in denen des Islam, die Oberhand haben.

Durch ihren fortwährenden Verkehr mit Arabern und muhammedanischen Küstennegern, den Waswahili, haben die herumziehenden Wahyao Händler bei ihrer leichten Anpassungsfähigkeit einen grossen Teil ihrer Stammesgebräuche aufgegeben, dafür muselmännische Sitten angenommen und benehmen sich im Verkehr mit den inneren Stämmen wie echte Küstenleute. Wo immer sie sich niederlassen, verbreiten sie auch dementsprechend eine Art Küstenkultur, bauen saubere und geräumige Hütten, setzen Nutzpflanzen, wie Palmen, Mango, Ananas, Erdnüsse etc., kurz sie suchen es sich in ihren Neuansiedlungen so heimisch wie eben möglich zu machen. In allem bemerkt man, dass sie an Intelligenz, kulturellem Streben und schlauser Gefügigkeit unter die nun massgebenden Regierungsverhältnisse, deren dauernde Macht sie in der Zeit kennen gelernt haben, allen anderen Stämmen überlegen sind. Nur einer der Wahyao-Ansiedler auf dem Makondeplateau, namens Machemba, versuchte noch bis in die letzten Jahre der neuen Regierung zu trotzen. Er war ein entlaufener Mhyaosklave und gelangte durch Mut, Schlaueit und Zulauf vieler entsprungener Schicksalsgenossen zu einer gewissen Macht. Doch auch er war in seiner Art ein Kulturträger, denn durch ihn selbst und seine Gesellen wurde ein grosser Teil des Makondebusches niedergelegt und urbar gemacht, so dass heute die ganze Landschaft Luagala, sein ehemaliges Besitztum, in einer das menschliche Auge erquickenden Weise mit zahlreichen, üppig grünenden Mangohainen bestanden ist. Leider ist diese relativ gesunde und fruchtbare Landschaft durch Machembas Vertreibung fast menschenleer geworden.

Die religiösen Vorstellungen und Handlungen übersteigen auch bei den Wahyao für gewöhnlich wohl kaum das Niveau dessen, was wir bei den vorher besprochenen Stämmen kennen gelernt haben. Nur die vornehmeren Händler haben zum Teil an der Küste selbst oder durch muhammedanische Lehrer, die von der Küste her eingewandert sind, sich einige Kenntnisse im Koranlesen erworben und ihre religiösen Begriffe vermehrt — vervoll-

kommnet kann man nur schwerlich sagen, denn der Aberglaube und die Zaubermittel behalten auch bei ihnen den Wert und vielleicht in vermehrter Auflage. So haben sie von den Arabern den Aberglauben des sogenannten »Kiapo« angenommen und im Lande verbreitet.

Das »Kiapo« ist ein Gottesgericht und soll dem vermeintlichen Uebeltäter Gelegenheit bieten, seine Unschuld zu beweisen. Der Verurteilte wird gezwungen, entweder einen Gifttrank zu nehmen oder einen Gegenstand aus kochendem Wasser mit der blossen Hand hervorzuholen; geht er nun ohne körperlichen Schaden aus diesem Gerichte hervor, so wird er für unschuldig erklärt.

Fast in jeder grösseren Karawane finden sich einige Koranleser, welche von ihren Mitreisenden mit grossem Respekt »Mwalimu«, d. h. Lehrer, genannt werden. Leider sind die muhammedanisch angehauchten Wahyao auch gar zu sehr zugänglich den schlechten, unsittlichen Eigenarten der muselmännischen Küstenbevölkerung. Selbst unter den Wahyaofrauen greift eine Art Emanzipation statt, welche Moral und Familienleben lockerer zu gestalten droht, als bei den heidnischen, noch weniger mit der Küste in Berührung gekommenen Stammesverwandten.

Ob das sogenannte »Unyago«, eine systematische Erziehung der noch unreifen Kinder zum geschlechtlichen Verkehr, welches leider bei fast allen Negerstämmen in der Nähe der Küste gefunden werden kann und über welches ich an dieser Stelle nicht ausführlicher reden will, mehr von den Arabern oder von den islamitischen Wahyao unter die Stämme unserer südlichen Kolonie verbreitet wurde, lasse ich dahingestellt. Bei noch ganz wilden und tiefer im Innern wohnenden Stämmen hat Schreiber persönlich diese schreckliche Unsitte nicht beobachten können.

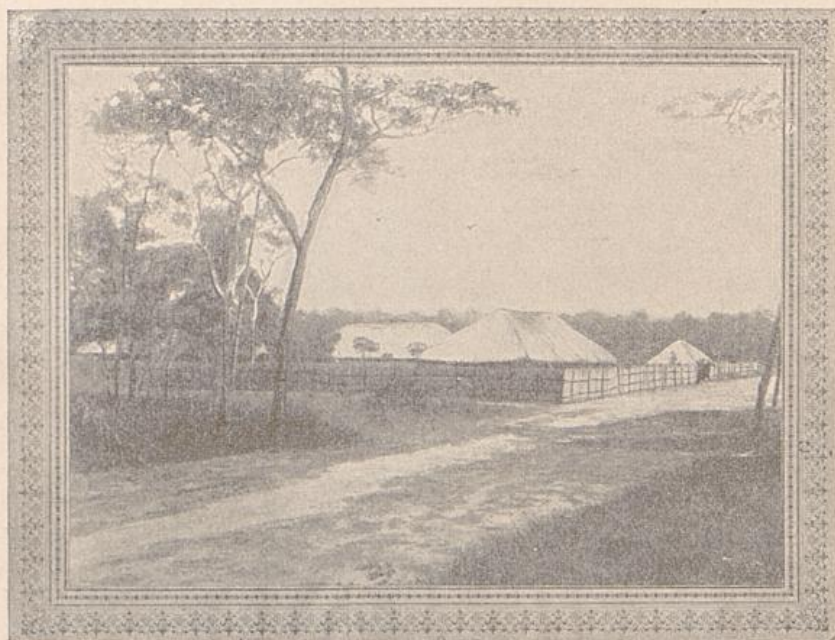
Hiemit hätten wir die Negerstämme, welche das Hauptkontingent der Bevölkerung des Bezirks Lindi stellen, einer genaueren Kenntnissnahme unterzogen in Bezug auf ihren Ursprung, ihre Stammeseigenheiten, Sitten und Gebräuche, und können uns somit ein Urteil bilden, inwieweit sie für die Allgemeinheit von Nutzen und Bedeutung sind und noch werden können. In einem folgenden Kapitel wollen wir ferner sehen, wie ebendieselben Stämme sich der als letztes Element im Bezirke tätigen Fremdenbevölkerung, d. i. der Regierung, den Kaufleuten und vorzüglich den Missionen, gegenüberstellen und verhalten.



VIII. Die Europäerbevölkerung.

Wie bereits im ersten Kapitel angedeutet wurde, war die ganze ostafrikanische Küste schon seit Jahrhunderten, das ist seit Entdeckung des Seeweges nach Ost-Indien, von den Portugiesen befahren und besetzt worden. Das Innere von Afrika, vorzüglich das eigentliche Gebiet der grossen Binnenseen, war bis auf unsere Tage der europäischen Rasse unzugänglich gewesen. Während die Portugiesen an den grossen Flussbildungen des Kongo und Zambesi sehr tief in das Land eindringen, wie uns Geschichte und zweihundertjähriges Kartenmaterial genügend überliefert haben, haben sie sich mehr im Norden der Ostküste nirgends über den eigentlichen Küstenstreifen ins Innere vorgewagt, vielleicht weil die Anstrengungen der Okkupation mit den praktischen Handlungserfolgen auch zur damaligen Zeit schon kaum in einem lohnenden Verhältnisse zu einander standen. Mozambique mit dem Volksstamme der Makua, der Shirefluss bis zum Nyassa und das Shireplateau, sowie die Küstengebiete von Lindi und Kiloa waren den Portugiesen ziemlich bekannt. Kaufleute, Beamte und Missionäre teilten sich auch damals schon in die Kultur erzeugende Arbeit. Wenn wir uns in die afrikanische Geschichte versenken, so müssen wir zugeben, dass besonders das kleine Volk der Portugiesen vor Zeiten eine sehr achtungswerte Energie in seinen Kolonisationsunternehmungen entfaltet hat. Freilich hat der unmenschliche Sklavenhandel dabei eine hervorragende Rolle gespielt, und der Fluch hätte sich auf Portugal grauenvoller geworfen, wenn nicht auch zu gleicher Zeit bei seinem kolonisatorischen System das ideale Moment in einer nachdrücklichen Missionsarbeit zur Geltung gekommen wäre. Leider trat infolge der Erschlaffung und unverantwortlichen Gleichgültigkeit der portugiesischen Regierung

nur zu schnell eine Zeit des Verfalles ein, und durch die Invasion der Araber wurde die eben aufgeblühte christliche Kultur wieder völlig vernichtet. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Insel Zanzibar und mit ihr auch das ganze gegenüberliegende Festland wieder in die Interessensphäre der mächtig expandierenden europäischen Handelspolitik hineingezogen. Die darnach erfolgte Besitzergreifung Ostafrikas von seiten Deutschlands ist noch in so frischer Erinnerung, dass sie hier ohne weiteres übergangen werden kann.



Die Missionsstation Lukuledi.

Beamte, Kaufleute und Missionäre wetteifern auch jetzt wieder miteinander, Kultur und Christentum dort von neuem erstehen zu lassen. Gewissenhaftes und rechtliches Vorgehen, unermüdliche Fürsorge für das zeitliche Wohl der eingeborenen Bevölkerung durch Beilegung von Stammesfehden und durch rechtlichen Schutz, durch Errichtung von Lehranstalten und Krankenheimen, durch anhaltende Hilfe in Zeiten der Hungersnot und ansteckenden Krankheiten, durch Anlage besserer Karawanen- und Verbindungswege mit den entfernteren Distrikten, hat sich die deutsche Regierung grösstenteils die Sympathie und das Vertrauen der Bevölkerung erworben und wird darin noch mehr gewinnen, wenn sie in kluger Weise und nach Umständen die

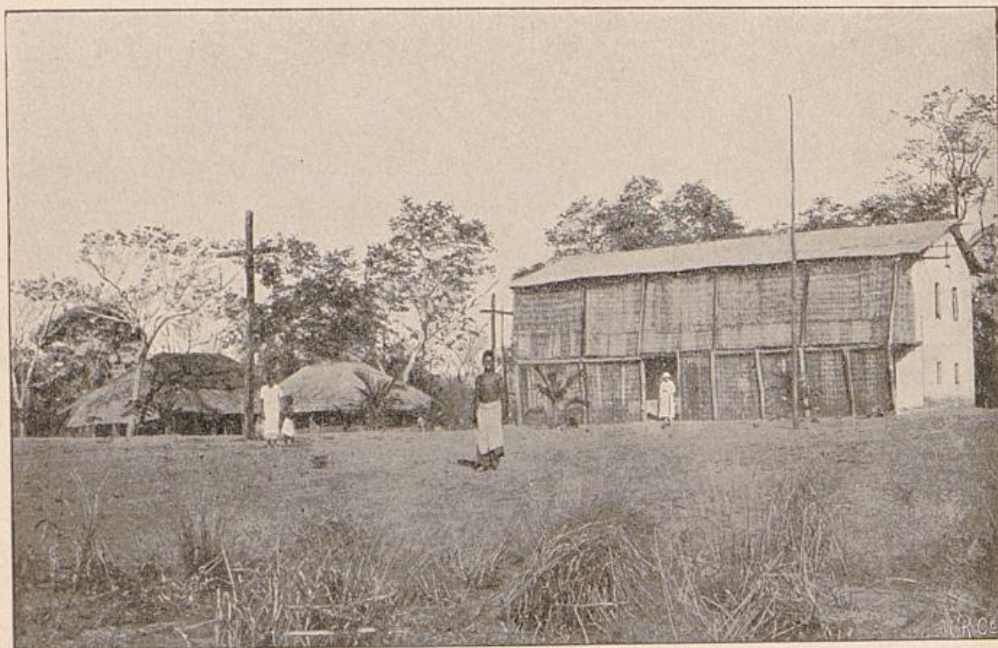
landsässigen Autoritäten beibehält, benützt und unterstützt, solche aber am allerwenigsten durch Einsetzung von farbigen Ausländern, wie Araber, Beludschener etc., zu verdrängen sucht. Der Neger will und achtet eine gerechte, ihm selbst vertrauende Regierung.

Der europäische Kaufmann findet in Afrika, wenn er es nur eben versteht, durch Geduld und Reellität sich das Vertrauen der naiven Negerbevölkerung zu erwerben, ein dankbares Feld für seine Mühen und reiche Gelegenheit, seinen kultivierenden Einfluss segensreich geltend zu machen. Leider scheint Deutsch-Ostafrika bei der Kaufmannschaft weniger Sympathien sich zu erfreuen, weil dieselbe in ihren mehr oder weniger weitgehenden Unternehmungen sich vielfach gehemmt fühlt. Der Rückgang grösserer Plantagenbetriebe, der wohl nur eine vorübergehende Erscheinung sein mag, ist gerade auch keine Aufmunterung für den Pflanzler und Kolonisten; aber mit klugem Ernst und mit Geduld wird deren Arbeit ebenfalls zum lohnenden Ziele führen.

Auch der Missionär, wenn er es sich ernstlich angelegen sein lässt, nur dem Dienste Gottes und dem Gemeinwohle sich zu widmen, wird bei den relativ unverdorbenen Naturmenschen sehr erfreuliche Erfolge zu verzeichnen haben. Im Anschluss hieran möge es gestattet sein, einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die zur Zeit im Bezirk Lindi tätigen Missionen und ihre Erfolge zu geben.

Die älteste im Bezirk bestehende christliche Mission ist die englische Ritualisten-Gemeinde von der University-Mission-Society am Fusse der Masasiberge. Ihre Anstalten bestanden früher in zwei Europäerstationen in Masasi und Newala und einer Reihe von kleinen Nebenplätzen, die heute noch mit schwarzen Lehrern besetzt sind. Die Hauptstation in der Gebirgslandschaft Masasi wurde bereits 1874 gegründet. Die politischen Verhältnisse lagen damals in dieser Gegend noch sehr günstig, da die Wangoni auf ihren Streifzügen vom Nyassa her noch nicht so weit gegen Osten vorgedrungen waren. Die Mission wurde anfangs im westlichen Teil des Masasigebietes begonnen. Nach verhältnismässig kurzer Zeit stand eine Reihe von gut gebauten festen Gebäuden fertig da und auch die Gartenanlagen gediehen gut. Darnach machten sich die Missionäre ans Werk, mit der Belehrung des Volkes vorzugehen. Auf zahlreichen Wanderungen suchten sie überall Verbindungen mit den angesehenen Häuptlingen anzuknüpfen und die Gründung neuer Stationen vorzubereiten, wobei sie nebenbei

ein Hauptaugenmerk auf die Erkundung des Landes selbst richteten. So wurde denn bald darauf 1880 am Fusse des Makondeplateaus die Mission Newala bei dem Häuptling Matola gegründet. Noch im selben Jahre wurden die Erfolge der Anstalten stark beeinträchtigt durch die Einfälle der Wangoni, welche dann zwei Jahre später Masasi gänzlich verwüsteten und niederbrannten. Die Missionäre bauten, nachdem sie noch zweimal ihren Wohnsitz verlegt hatten, später an der Südseite der Berge ihre Station wieder auf, doch ist die jetzige Anlage der früheren kaum zu



Wohnhaus zu Nyangao.

vergleichen. Auch ist es ihnen bis jetzt kaum gelungen, einen massgebenden Einfluss auf die Eingeborenen zu erlangen. Ihr anfänglicher Versuch, durch Ansiedlung von losgekauften Sklaven sich eine feste Stütze unter den landsässigen Negern zu schaffen, ist nicht nur völlig misslungen, sondern diese Ansiedlungen wurden für die Missionäre infolge von Unbotmässigkeiten und Ausschreitungen gegen die landsässige Bevölkerung eine Quelle ständigen Aergers und Verdrusses. Auch die Station Newala musste vor den Plünderungen der Wangoni auf das durch seinen Busch schützende Makondeplateau verlegt werden. Hierhin konnten die Wakonde nicht folgen. Sie haben zwar einmal den Versuch gemacht, sind aber besonders mit Hilfe des Mhyaohäuptlings

Machemba unter schweren Verlusten wieder heimgeschickt worden. Jetzt aber, nachdem die politische Ruhe wieder hergestellt ist, zieht die Bevölkerung wieder vom Plateau abwärts näher zu den Wasserplätzen in den Tälern, und steht die Missionsstation, die zur Zeit nicht mehr von Europäern besetzt ist, ziemlich verlassen da. Nach dem Prinzip der englischen Missionen werden die Missionszöglinge weniger zur praktischen Arbeitsamkeit angehalten, als es zu wünschen wäre; ausgezeichnet aber sind bei den englischen Missionen die Schuleinrichtungen und Schulerfolge, sowie ihre Bibliotheken, wie auch sonst die Missionsleiter im Mutterlande in jeder Hinsicht für das Wohl ihrer Abgesandten gute Sorge tragen. Ferner verdient die Tätigkeit, welche seitens der englischen Missionäre auf geographischem und linguistischem Gebiet entwickelt worden ist, hohes Lob. Die Männer, welche an der Spitze der Missionsstationen stehen, gehören in jeder Beziehung zu den Gebildeten und den besten Kennern des Landes und seiner Bewohner; die hohe persönliche Wertschätzung kann man ihnen nicht versagen.¹⁾

Von der Missionsstation Masasi führt ein Weg über die tiefe und schmale Einsattelung zwischen dem Mtandi und Masasi-berg durch ein mit Wald bestandenes Gebiet. Hinter der Einsattelung fällt das Gelände sanft zu der breiten Landsenke ab, die dem Lukulediflusse den Ursprung gibt. Inmitten dieser Landsenke auf einer die Talsohle des Lukuledi um etwa 20 m überragenden leichten Bodenwelle ist die deutsche und katholische Missionsstation Lukuledi gelegen. Dieselbe wurde 1895 von dem damaligen Apostol. Präfekten P. Maurus Hartmann auf einer seiner Rekognoszierungsreisen im Süden der Kolonie gegründet. Bei der Bevölkerung fanden die Missionäre begeisterte Aufnahme und eifrige Unterstützung beim Bau der Station. Schwierigkeiten hatte die Station Lukuledi mancherlei zu überwinden: ein Kriegszug der Wangoni, darauffolgende Hungersnot, beständigen Wassermangel zur trockenen Jahreszeit, die vom Kiswahili sehr verschiedenen Landessprachen, verschiedene heidnische Unsitten, all das erschwerte die Wirksamkeit der Mission. Die Umgegend ist im übrigen gut zu nennen, denn die ganze, mehrere Kilometer breite Talebene enthält gleichmässig einen rotbraunen, etwas humosen, schwachsandigen Lehmboden, der, vorausgesetzt, dass

¹⁾ Cfr. »Mitteilungen« 1897, S. 132—135.

reichlicher Regen fällt, sichtlich durch grosse Fruchtbarkeit sich auszeichnet. Nordöstlich der Mission dehnen sich fast unausgesetzt Getreidefeldungen und Ansiedelungen der Eingeborenen aus, obgleich bei Trockenheit der entsetzlichste Wassermangel hier herrscht. Auf der Mission selbst ist diesem Mangel einigermaßen durch Zisternen-Anlagen abgeholfen worden. Die Gartenanlagen entwickeln sich bei einiger Bewässerung sehr gut. Wie bei den



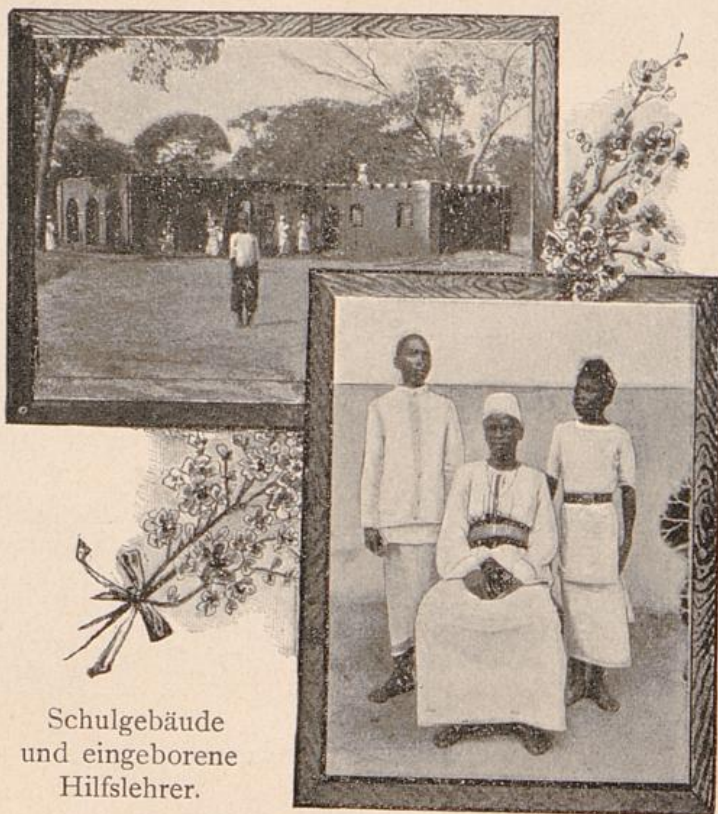
Missionskirche zu Nyangao.

englischen Missionen, so zeigen auch hier die jüngeren Generationen der Makua und Wahyao grösseres Interesse für die christliche Religion und den Schulunterricht als die Makonde und Wamuëra, welche der Neuerung noch mit völliger Gleichgültigkeit, ja mit Scheu gegenüberstehen.

Durch die in Lukuledi errungenen Erfolge ermutigt, reifte 1896 der Entschluss, in der Gegend des Flüsschens Nyangao, das fast in der Mitte zwischen der Mission Lukuledi und Lindi in den Lukuledifluss mündet, eine weitere Mission zu errichten. Hier wohnt eine verhältnismässig dichte Bevölkerung, die den Missionären viele und segensreiche Arbeit verspricht. Zuerst

5*

wurden die notwendigsten Bauten aus Bambusrohr errichtet; das Wohnen im Zelte setzte der Gesundheit der ersten Missionäre sehr stark zu. Auch später noch übte das Klima einen hemmenden Einfluss auf eine schnell fortschreitende Tätigkeit aus. Die Lage der hiesigen Station auf niedriger Uferböschung der am Zusammenfluss des Nyangao und Lukuledi sich weithin ziehenden sumpfigen Niederungen ist in hygienischer Beziehung keine vorteilhafte zu nennen. Dem Wasserreichtum und der Fruchtbarkeit des Terrains



Schulgebäude
und eingeborene
Hilfslehrer.

steht der Nachteil gegenüber, dass die Talsenke infolge der weitgehenden Ueberflutungen, die sie in der Regenzeit erfährt, höchst ungesund ist; die auf der Missionsstation lebenden Europäer haben infolgedessen namentlich unter Schwarzwasserfieber viel zu leiden gehabt. Eine weitere Schwierigkeit fanden die Missionäre in dem vielsprachigen und vielstämmigen Völkergemisch, da hier die Stämme der Wamuëra, Makonde, Makua und Wahyao sich berühren. Ferner wird der Muhammedanismus durch die Küstenhändler verbreitet und findet bei den Wamuëra, Wahyao und Makonde Eingang, während hingegen die Makua, recht biedere

Wilde, sich vom Islam fernhalten und von Anfang an dem weissen Missionär mehr zugetan sind. Seit den letzten Jahren wenden sich aber auch viele Wamuera und Wahyao dem Christentume zu; nur die Makonde halten sich noch immer von jedweder Annäherung an die europäische Kultur fern. Es wurden im Missionsdistrikt Nyangao bereits sieben Nebenmissionen nebst öffentlichen Schulen errichtet, die fleissig besucht und von schwarzen Lehrern verwaltet werden. Sie liegen im Umkreise von 1—3 Stunden von der Hauptmission entfernt, so dass sie in beständiger Leitung und Aufsicht behalten werden können. Der Nutzen guter, eingeborener Hilfslehrer ist nicht hoch genug anzuschlagen und sind dieselben dem Afrikamissionär eine fast unentbehrliche Stütze.

Wegen des Zerstreutwohnens und der Vielsprachigkeit der Eingeborenen ist eine Massenbekehrung, wie sie in Gebieten mit dichter und intelligenter Bevölkerung am Viktoriasee vorkommen sollen, hier wohl nicht leicht möglich, sondern die Christianisierung der hiesigen Bevölkerung erfordert unermüdliche Geduld und grosse Aufopferung seiner selbst. Erfreulich ist es hinwiederum, zu sehen, dass die Bekehrten den Anforderungen der christlichen Religion sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben mit der nötigen Gewissenhaftigkeit nachzukommen suchen. Der echten Missionsarbeit bedarf es hier noch sehr viel; die Saat ist reif und die Ernte gross, aber der Arbeiter sind zu wenige!



Inhalts-Verzeichnis.

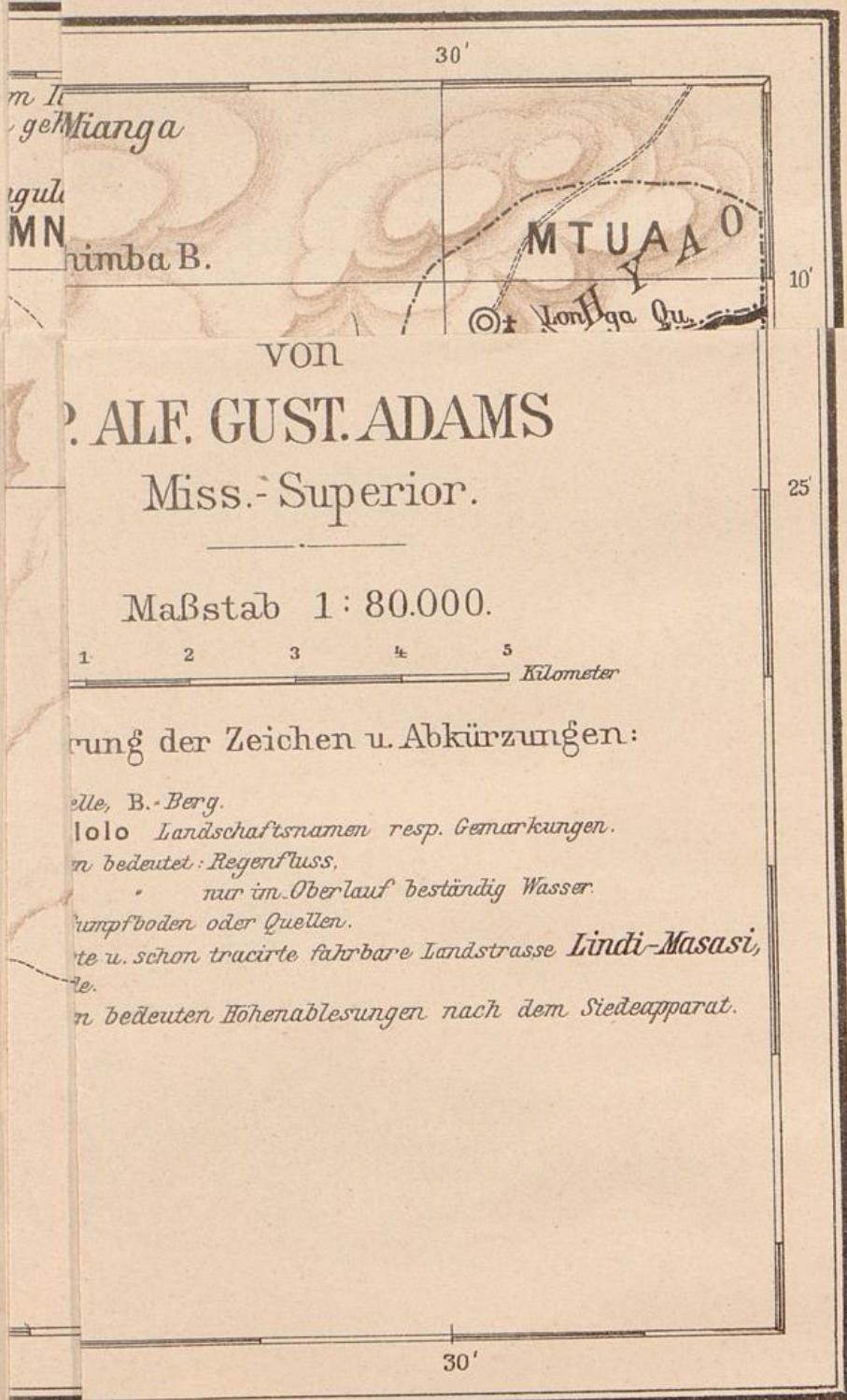
	Seite
Widmung	3
Vorwort	5
I. Lindi	9
II. Das Hinterland und das mittlere Flussgebiet des Lukuledi	15
III. Die Landbevölkerung	28
IV. Die Wamuëra	33
V. Die Makonde	41
VI. Die Makua	47
VII. Die Wahyao	55
VIII. Die Europäerbevölkerung	62

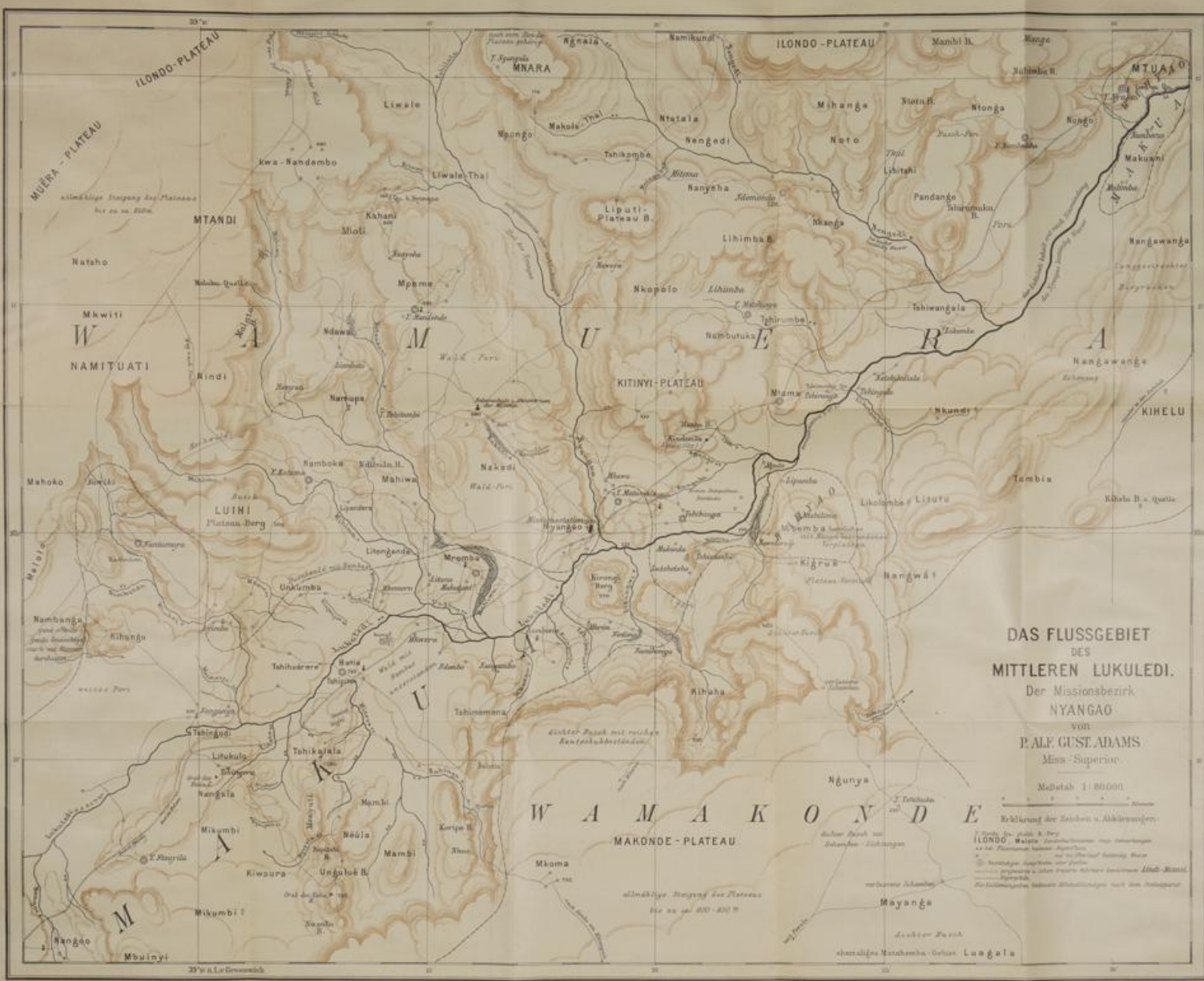
Illustrationen:

Lindi (Phot. Vincenti, Dar-es-Salaam)	7
Die Lindi-Bucht	Seite 8 und 9
Strandstrasse in Lindi (Phot. Vincenti)	11
Waswahili-Frauen	13
Mikindani (Phot. Vincenti)	14
Auf dem Marsche, im Hintergrunde ein Termitenhügel	16
Ein Inselberg am Oberlauf des Lukuledi	19
Parklandschaft auf der Plateau-Vorstufe Nakadi-Mpeme	21
Vegetation an der Nakadi-Quelle	24
Lage der Stämme vor der Wangoni-Invasion	25
Lutamba-See	26
Ansicht von Lukuledi	27
Wangoni-Typus (Phot. Vincenti)	Seite 29 und 31
Tätowierung eines Muëra	34
Tätowierung einer Muëra-Frau	35

	Seite
Das »pelele« mit Unterlippenverzierung einer Makonde-Frau	37
Beratungshütte, vom Busche freigelegt	43
Das »pelele« einer Makonde-Frau (Phot. Vincenti)	45
Der Makua-Unterhäuptling »Kambona«	48
Tätowierung einer Makua-Frau	49
Aeusserer Verschluss der Grabeshöhle Hatias III. auf dem Gipfel des Unguluë- Berges	50
Wassertragende Makua-Mädchen	51
Träger-Karawane aus Ungoni in Lindi (Phot. Vincenti)	57
Mhyaohäuptling »Matschemba« (Phot. Vincenti)	59
Die Missionsstation Lukuledi	63
Wohnhaus zu Nyangao	65
Missionskirche zu Nyangao	67
Schulgebäude und eingeborene Hilfslehrer	68

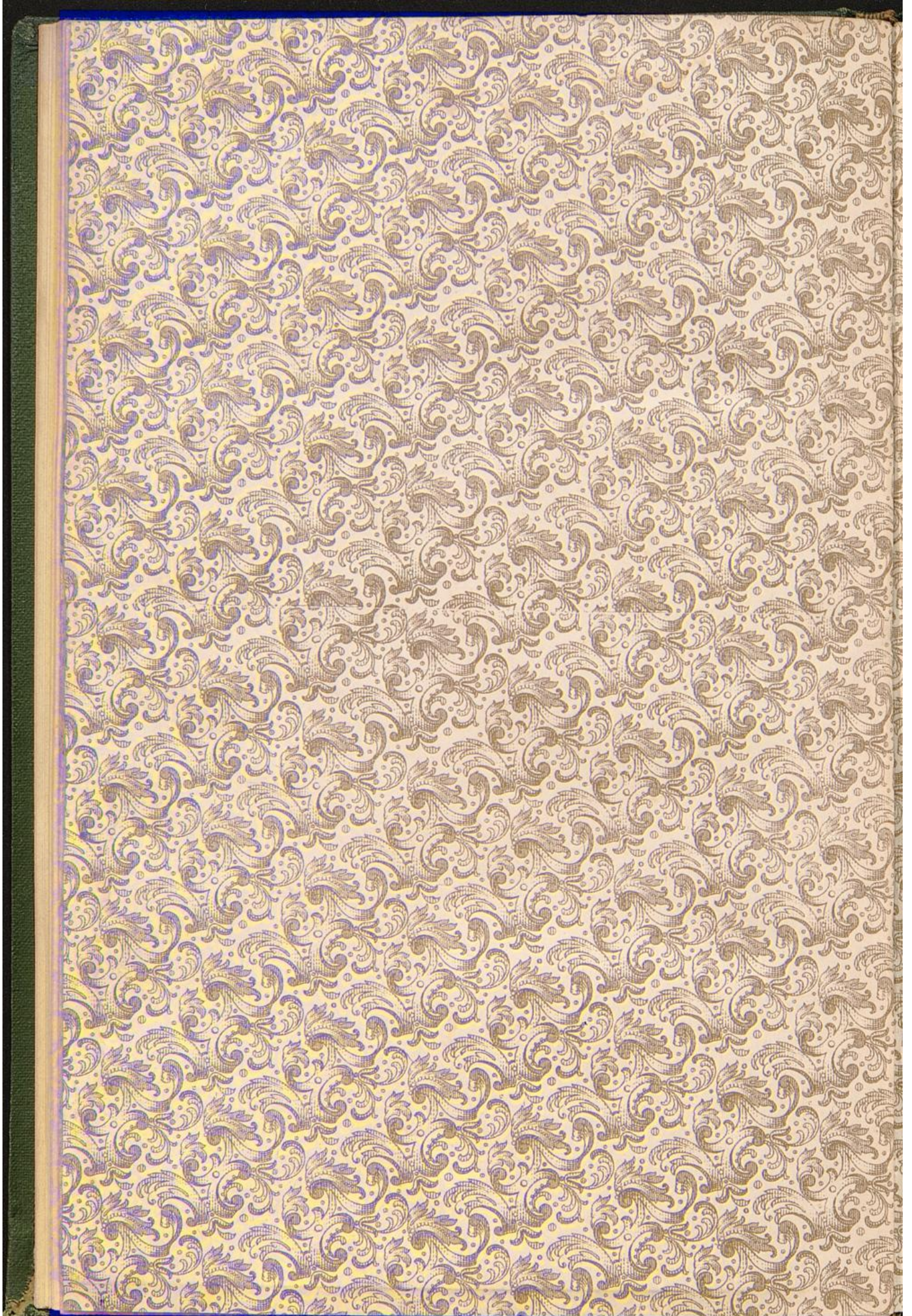




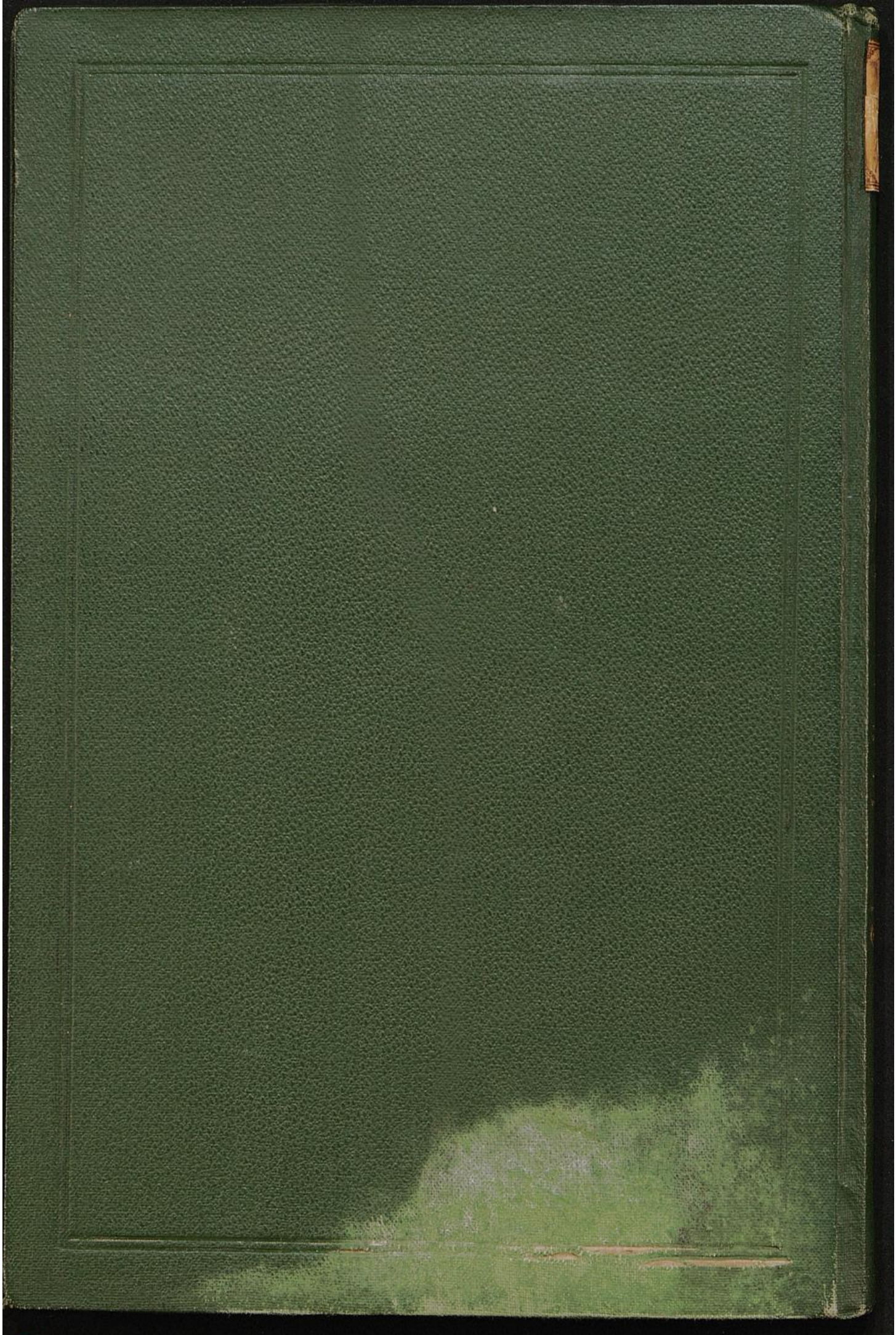


Red. v. P. Spangale

Verlag v. Neumann, Neudamm (Westpreußen)



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



172
e
1639

Adams, Leindi und sein Pinnerland

172
e
1639